

Joachim Rachel

ein Dichter und Schulmann

des

siebzehnten Jahrhunderts

von

August Sach,

Dr. phil.

Mit drei litterar-historischen Anhängen.

Schleswig.

Schulbuchhandlung (Hermann Heiberg).

1869.

Biogr 936 ^w

(Rachel)

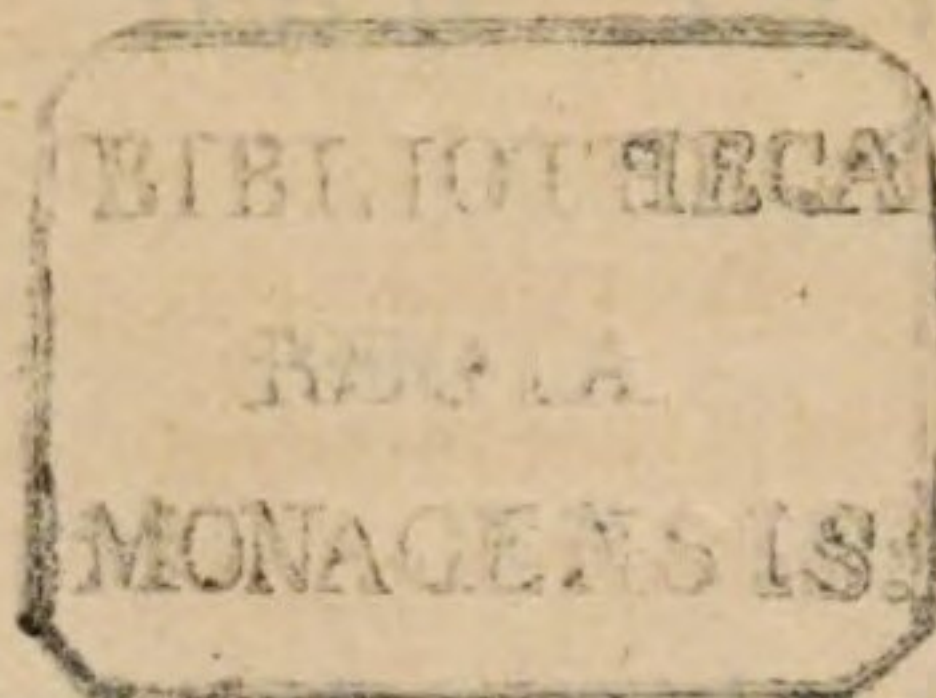
1/2 Lach 3

Joachim Rachel
ein Dichter und Schulmann
des
siebzehnten Jahrhunderts

von
August Sach,
Dr. phil.

Mit drei litterar-historischen Anhängen.

Schleswig.
Schulbuchhandlung (Hermann Heiberg).
1869.



Indem ich das Leben eines gelehrten Schulmannes und Dichters, des „alten Strafrichters“ Joachim Rachel im Zusammenhange mit seinen Zeitverhältnissen Ihnen in aller Kürze vorzuführen versuche, bin ich mir der vielfachen Bedenken wol bewusst, das Gedächtnis eines Mannes wieder wach zu rufen, dessen Name schon fast völlig der Vergeßlichkeit anheimgefallen ist. Und wenn nun auch in seiner Heimat, selbst an den Orten, wo er jahrelang gewirkt, jede Erinnerung an ihn verschwunden ist und auch kein Denkstein mehr den Ort bezeichnet, wo er zur Ruhe gelegt wurde, so war doch sein Name einst in deutschen Landen ein vielgenannter und vielbesungener. Wie übertrieben und überschwenglich die Verehrung, welche seine Zeitgenossen ihm zollten, uns auch erscheint, wie gering auch immer seine bleibenden litterarischen Verdienste und der Wert seiner hochdeutschen Poesien in neuerer Zeit angeschlagen sind — indem ich an dieser Stätte die Erinnerung an ihn erneuere, glaube ich eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit zu erfüllen. Als Rector unserer Domschule hat er in seinen letzten Lebensjahren trotz mancherlei Widerwärtigkeiten eine segensreiche Tätigkeit entfaltet und gerade jetzt vor zwei hundert Jahren in der Domkirche seine Ruhestätte gefunden.

Um seine Wirksamkeit als Dichter und Schulmann ganz würdigen zu können, bitte ich Sie, mit mir auf die litterarisch-wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit einen kurzen Blick zu werfen. — Seitdem gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Volksgesang völlig verstummt war, war die weltliche Dichtkunst durch Bänkelsänger in Verachtung geraten und die reich entwickelte Sprache Luthers in Roheit und Barbarei versunken. Die Gebildeten dichteten und schrieben fast nur in lateinischer Sprache und von einer deutschen Nationallitteratur, wie sie das sechzehnte Jahrhundert auszeichnet, konnte kaum mehr die Rede sein. Im

Anfange des siebzehnten Jahrhunderts stieg die Muse von ihrer fremdartigen, falschen Höhe herab, um die hochdeutsche Schriftsprache, welche in den Mundarten unterzugehen drohte, wieder zu Ehren zu bringen; der Eifer ward allgemein und die Zahl der durstigen Dichter wuchs ins endlose. Wie eine wahre Epidemie hielt die Gelegenheitspoesie ihren Umgang durch Europa. Wir können ihre Schritte von Frankreich nach England, Holland, Deutschland und von da nach Dänemark und Schweden verfolgen und mit Bedauern sehen wir, wie selbst die besten Talente der Sitte für einen schnöden Sold zu dienen pflegen. Die trüben Zeiten, das unsägliche Elend des dreißigjährigen Krieges, wo jede Teilnahme des Volkes an Litteratur, Kunst und Wissenschaft verschwunden war, hielten jeden idealen Aufschwung der Gemüter danieder. Die gelehrten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, welche die frühere Entwicklung der deutschen Litteratur nicht kannten oder verstanden und neue Stoffe und Formen aus der Fremde holten, bemühten sich nur feste Regeln für Prosodie und Verskunst aufzustellen, die verschiedenen Dichtungsgattungen zu sondern und fast ohne Rücksicht auf einen würdigen Inhalt die ausländischen Muster in reiner, correcter hochdeutscher Sprache nachzubilden und bei den höheren Ständen in Aufnahme zu bringen. Aber bei aller übelangebrachten Gelehrsamkeit und bei aller einseitigen Betonung der formalen Behandlung der Sprache und des Verses, sichert ihnen doch die Energie, mit welcher sie gegen die verderbliche Richtung der Zeit ankämpfen, noch immer einen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte. Es ist bekannt, wie die neue Richtung in Schlesien begann und sich von da aus in überraschender Schnelligkeit ein neues litterarisches Leben über die verschiedensten Teile des deutschen Reiches verbreitete. Auch in den Herzogtümern fanden die Bestrebungen der schlesischen Dichter einen wol vorbereiteten Boden.

Die Reformation war es gewesen, welche unser Land, das lange nicht mehr an der Entwicklung der deutschen Verhältnisse Teil genommen, in geistiger Beziehung wieder eng an Deutschland gefeßelt hatte: mit ihr war die deutsche

Cultur und Bildung und der Träger derselben, die hochdeutsche Sprache, nach Norden gezogen. Mit wahrer Freude sieht man hervorragende Männer aus dem Adelstande sich der neuen Zeitrichtung anschließen. Schon der König Cristian III. war für die Ausbreitung des Hochdeutschen tätig gewesen. Sein treuer Freund, der siegberühmte Johann Rantzau, ward ein eifriger Anhänger der Reformation. Sein Sohn Heinrich, ein tätiger Förderer von Kunst und Wissenschaft, erhob sein mit reichen Kunstschatzen und einer trefflichen Bibliothek ausgestattetes Schloß Breitenburg zu einem Sammelplatze für Künstler und Gelehrte und spendete Medaillen und Geschenke mit freigebiger Hand. Vor allen aber war es eine Reihe tüchtiger Regenten aus dem Hause Gottorp, die außer den materiellen auch die geistigen und litterarischen Interessen ihres Landes mit Vorliebe pflegten. Die Regierung des Herzogs Friedrichs III. ist in dieser Hinsicht ein Glanzpunkt in der Geschichte der Herzogtümer. An seinem Hofe zu Gottorp versammelte eine berühmte Bibliothek, ausgezeichnete Kunstschatze aller Art, die namhaftesten Künstler und Gelehrten. Ihm und seinen trefflichen Räten ist es zu danken, daß trotz der Wunden, die der dreißigjährige Krieg geschlagen, trotz der verheerenden Raubzüge Waldsteins und Torstensons überall im Lande sich ein reges wissenschaftlich-litterarisches Leben ausbreitete. Die Schulen zu Husum, Schleswig und Bordesholm wurden neugeordnet, tüchtige Gelehrte aus der Ferne herbeigezogen, und selbst die Gründung einer eignen Landesuniversität in Aussicht genommen. Manch wichtige Arbeit ist damals entstanden. „In seinem Pfarrhause zu Büsum schrieb der Ditmarse Joh. Ad. Köster (Neocorus) in niederdeutscher Sprache voll natürlicher Einfachheit und Biederkeit die Taten seines Volkes. Die Husumer Johann Meier und Caspar Dankwerth entwarfen mit Unterstützung der beiden Landesfürsten, Friedrich und Cristian IV. der eine sein unvergleichliches Kartenwerk, der andere eine neue Landesbeschreibung, eine Leistung, wie sie zu der Zeit kein Land aufzuweisen hat.“

Auch die Poesie nahm jetzt nach langer Dürre zum ersten Male im Anschluß an die gelehrte, litterarische Be-

wegung südlich von der Elbe einen mächtigen Aufschwung. Das Haupt der schlesischen Dichterschule, „der Vater und Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst“ wie er genannt wird, Martin Opitz, war selbst mit seinem Freunde Hamilton ins Land gekommen und hatte hier Trost gesucht in den Widerwärtigkeiten des Krieges. Sein größerer Zeitgenoße, Paul Fleming, war am Hofe Friedrichs eine gern gesehene Persönlichkeit. Als

*„der Cimbern theurer Held,
der Vorsicht werther Sohn, verschicket Abgesandte
in Elam's fernes Reich“,*

da war auch er erschienen, um an der großartig angelegten Handelsexpedition, die auf Friedrichs Betrieb nach Persien unternommen wurde, als „Hofjunker und Truchsess“ teilzunehmen. So flüchtete die deutsche Dichtkunst unter den Stürmen des Krieges in die Grenzprovinzen des Reiches und wurde hier nach den verschiedensten Seiten hin weiter entwickelt. Allgemeiner Eifer beseelte die Leute und mit wahrer Innigkeit schloßen sich die dichterischen Talente den Bestrebungen Opitzens an. Hier auf niederdeutschem Boden, wo eben erst das Hochdeutsche unter den heftigsten Kämpfen sich Bahn zu brechen begann, fand er die strebsamsten Schüler und eifrigsten Anhänger, welche seinen Ruhm weit über Deutschland verbreiten halfen. Johann Rist, der „Rüstige“ zu Wedel, war einer der fruchtbarsten Liederdichter seiner Zeit. Seine „himmlischen Lieder“, fast 700 an der Zahl, die ausschließlich kirchliche Richtung seiner Poesie wurden von seinen Zeitgenoßen in dem unsäglichen Elend als eine wahre Woltat empfunden. Sein Name war in der Heimat und in der Fremde bei Protestanten und Katholiken gleich hoch geehrt: Er war Mitglied mehrerer Dichtergesellschaften, stiftete selbst nach dem Geschmacke jener Zeit einen neuen Dichterorden, den Elbschwanenorden, war Pfalzgraf und krönte als solcher eine Menge jüngerer und gleichgesinnter Männer. Einen vollkommenen Gegensatz zu Ristens breiter und schwerfälliger Darstellung bilden die tändelnden Liebeslieder eines heitern, noch bis in sein spätes Alter lebenslustigen Junggesellen, des Zacharias Lundt aus

Nübel im Sundewittschen. Aehnlich steht Jacob Schwieger aus Altona da, der in den schwedisch-dänischen Kriegen weit umhergeworfen, als eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der deutschen Genossenschaft und des Schwanenordens unter den erotischen Dichtern fast den ersten Platz einnahm. Unter den gebildeten und kunstliebenden Frauen jener Zeit ragt die Gattin des Eidersteder Stallers Hoyer, Anna Ovens, durch ihre prophetischen, schwärmerischen Gesänge hervor. Ein höchst lesenswertes scharfes Spottgedicht „de denische Dorf-pape“ hat ihren Namen auch jetzt noch im Andenken ihrer Landsleute erhalten.

Doch nicht allein die Lyrik und geistliche Dichtung fand in den Herzogtümern eifrige Vertreter; auch noch nach einer anderen Seite hin erfuhr die neue Dichtkunst durch einen gelehrten Schulmann, durch den Satiriker Rachel eine weitere Ausbildung.

Joachim Rachel stammt aus einer weit in Meklenburg und Holstein verbreiteten Beamtenfamilie. Sein Vater Mauritius, der Sohn eines gelehrten Senators in Malchow, war „unter dem Feuer des Krieges“, das sein Vaterland heimsuchte, in die Fremde gezogen und durch Verwendung des Rostoker Professors Sledanus, des damaligen Schleswiger Domprobsten, Cantor in Husum geworden (1614). Seine Gelehrsamkeit und Rednergaben verschafften ihm schon nach zwei Jahren einen Ruf als Diaconus nach Lunden im königlichen Norderditmarsen, wo er nach dem Tode des Hauptpredigers in dessen Stelle einrückte. Er nahm tätigen Anteil an den damaligen litterarischen Bestrebungen, war strenger Anhänger der Opitzischen Schule und stand als gekrönter Dichter bis zu seinem Tode mit Rist in den freundschaftlichsten Beziehungen. Hier in dem einsam gelegenen Lunden, wo die Erinnerung an die vergangene Herlichkeit des ditmarsischen Freistaates nach besonders rege war, ward Joachim Rachel am 28. Februar 1618 geboren. Seine Mutter, Margareta Tetens aus Husum, hieng mit ganzer Liebe an ihrem Erstgeborenen und in späteren Jahren konnte Rachel ihre rührend liebende Sorgfalt nicht genug preisen. Von ihr lernte er in frühester Jugend die alten niederdeutschen Lieder von

den Siegen und Kämpfen der Ditmarsen; sie hielt ihn an die Reigen und Tänze des Volkes mitzutanzten und seinen Stolz darin zu setzen ein Ditmarsen zu sein. Noch in seinem späteren Leben erinnert er sich gern seiner frohverlebten Jugendzeit, der schönen Eiermilch, die er getrunken, der Klüttchen, die er gegeben und all der lustigen und fröhlichen Kindtaufen und Hochzeiten, wohin sein Vater ihn mitgenommen habe; aber ebenso unvergeßlich ist ihm die Angst und Not geblieben, die über seine engere Heimat und sein Vaterhaus hereinbrach, als die Schaaren Waldsteins die Schutzwehren Ditmarsens erstürmt hatten.

Mit guten Vorkenntnissen ausgerüstet bezog der vierzehnjährige Knabe die neuorganisierte Landesschule zu Husum, an der sein Vater einst mit Lust und Liebe als Cantor gewirkt hatte.

Drei Jahre lang genoß er hier einen wahrhaft geisttödtenden Unterricht. Die ganze Kunst seiner Lehrer bestand in einem freilich gewandten, aber doch mechanischen Verhören der aufgegebenen Lectionen. Bei der eilenden Hast, mit welcher man, nach einem von dem Rector T. Becker entworfenen Directorium, von leichtem zum schwierigen, z. B. von den Anfangsgründen der griechischen Grammatik zur Lectüre der Classiker, ja zum Sprechen und Versificieren übergieng, mußte jedes gründliche Eingehen in den gegebenen Stoff zurücktreten und jede Lust und Liebe zum Lernen in den Gemüthern der Schüler erstickt werden. In dem dreijährigen Cursus, welchen Joachim Rachel unter der Leitung sonst gelehrter Männer, wie T. Becker und Joh. Rhenius durchmachte, hatte er sich wol manche Kenntnisse in den Sprachen, der Geschichte, der Mathematik, eine große Fertigkeit seine Gedanken in lateinische Verse zu kleiden, anzueignen gewust, ja selbst nach Anleitung des Rectors sich vielfach in hochdeutschen Alexandrinern versucht, aber eine gründliche Schulbildung sich nicht erwerben können.¹⁾

Um sich auf die Universitätsstudien beßer vorzubereiten,

¹⁾ Ueber die Husumer Schule findet man ausführliche Nachrichten in dem Programm Ostern 1867, vom Conrector Dr. Kallsen.

bezog er jetzt auf den Wunsch des Vaters, welcher mit Interesse den Studien seines Sohnes gefolgt war, das Academische Gymnasium zu Hamburg, welches damals Männer, wie J. A. Tasse, J. Junge und H. Vaquetius unter seinen Professoren zählte. Am 11. Nov. 1635 ward sein Name in die academische Matrikel eingetragen¹⁾. Mit Lust und Eifer gab er sich hier in der alten Hansastadt, die damals schon einer der vornehmsten Sitze deutscher Geistesbildung zu werden begann, den Studien hin und fühlte sich bald durch die anregenden Vorträge seiner vortrefflichen Lehrer von wahrer Liebe zu den Wissenschaften erfüllt. Wir hören ihn denn auch später das Lob Hamburgs singen und das Andenken seiner Lehrer voll dankbarer Gesinnung feiern.

Zwei Jahre hatte er so in Hamburg den Studien obgelegen, als sein Vater plötzlich starb und seine zahlreiche Familie in nicht allzu glänzenden Umständen zurückließ. Von seiner Mutter nach Kräften ausgerüstet, bezog er jetzt in seinem zwanzigsten Lebensjahre die Universität Rostok, wo er hoffen durfte im Kreiße seiner Verwandten von väterlicher Seite eine angenehme Studienzeit zu verleben. Im October des Jahres 1637 ward er unter die academischen Bürger aufgenommen.²⁾ Rostok war damals fast die Landesuniversität der Herzogtümer. Die Gottorper Herzöge ernannten selbst einige Professoren und ließen die Alumnen der Bordesholmer Schule auf ihre Kosten daselbst studieren. Die Studenten lebten in Landsmannschaften und die Holsten hatten in der Regel ihren Tisch bei einem der vom Herzog ernannten Professoren. Rachel fand hier manchen Landsmann und Schulcameraden — achtzehn Schleswig-Holsteiner wurden zugleich mit ihm immatriculiert — und scheint sich anfangs dem wilden Treiben seiner Genossen mit vielem Behagen angeschlossen zu haben. In seiner Satire „Freund“ gibt er von einem studentischen Gelage und seinen eignen Heldentaten folgende drastische Schilderung:

¹⁾ Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Director Dr. Classen und des Herrn Professor Dr. Petersen in Hamburg.

²⁾ Die Nachricht verdanke ich der Güte des Herrn Consistorialrat Prof. Dr. Mejer in Rostock.

Als ich vor langer Zeit erst in der Welt zu laufen
 und auf der hohen Schul begunte mit zu saufen,
 da stellten wir einmal ein fröhlich Leben an,
 und ich, als Neuling noch, ließ fallen Krug und Kann.
 Wir machten alle gleich und wers nicht wolte treiben
 wie wir, der mocht ein Narr für sich alleine bleiben,
 nach guter Schwelger-Art. Das erste Haupt-Gericht,
 das war Nicotian, dazu ein brennend Licht,
 drey Häuflein Zünd-Papier, zwei Dutzent lange Pfeiffen,
 davon ein jeder Gast ihm eine must ergreifen.
 Der theure Mohren-Rauch belief den gantzen Saal,
 wir schwebten anzusehn im Nebel allzumahl.
 Drauf gieng das Römsche Reich fein sauber ausgeschwencket
 und auf den weißen Schaum biß oben voll geschencket
 mit aller Macht herum. Es theilten zwey und zwey
 den Humpen unter sich und sofften auf die Reih.
 Indessen feirte doch nicht einer von den Zechern
 und spülten ihren Halß mit kleinen Tummel-Bechern
 biß daß der Große kam. Zuweilen lief mit ein
 der klare Trauben-Saft, gewachsen an dem Rhein. —
 Je mehr getrunken ward, je besser wolt es fließen.
 Da fieng man endlich an Gesundheit einzugießen,
 da war kein Potentat, kein König oder Furst,
 der nicht genennet ward zu löschen unsern Durst.
 Der schönen Schäferin doch gleichwol unvergessen
 und woran jemand sonst zum Narren sich gefressen.
 Da gieng es frölich fort. Wir spülten so den Schlund,
 biß daß der liebe Trunk das Hertz bracht in den Mund.
 Bald kam mein Eschinus, ein Mann berühmter Thaten,
 ein Meister auf dem Rost den Hering wol zu braten. —
 „Mein Rachel“, hub er an, „wiewol in wenig Tagen
 durch sonderbares Glück es sich hat zugetragen,
 daß wir an einem Tisch bekleiden eine Banck;
 genießen eines Brodts und trinken einen Tranck,
 doch hab ich das an Ihm in kurtzer Zeit befunden,
 was meinen Sinn Ihm hat, ich weiß nicht wie, verbunden,
 Ich seh ein gut Gesicht, bequem zum Ernst und Schertz,
 ich hör ein freundlich Wort, ich spühr ein redlich Hertz.

Nur diß und was ich sonst nicht weiter will berühren,
Denn ins Gesicht gelobt, ist in der That vexieren,
Beweget mich dazu, wenn ich nicht zu gering
und ungeachtet bin, daß ich Ihm dieses bring
auf gute Brüderschaft.“ —

Ich Narr, so gar entzückt von solcher süßen Pfeiffen
bedachte mich nicht lang den Vorschlag zu ergreifen. —
Ich machte Gegenwort. Ich neigte mich zur Erden,
so gar, daß mir zu eng die Hosen wolten werden.

Ich sprach: „Monsieur, monsieur, —
Wie komm ich doch dazu? Was ist an mir zu finden,
daß Er mit mir sich will so brüderlich verbinden?
Es wäre meinem Wunsch und Stande mehr gerecht,
Monsieur, wenn Er mich hieß nur Diener oder Knecht.“

„Ey was“, sprach Eschinus, „was soll doch das bedeuten?
Mein Thun besteht in Ernst und nicht in Höflichkeiten.
Ist Er zu mir gesinnt, wie ich zu Ihme bin:
so knie Er neben mir auf dieses Polster hin.“

Drauf setzt er redlich an. Die andern Brüder alle,
die sungen das runda mit großem Freuden-Schalle.
Er that nur einen Satz: das Glas war ausgemacht
und oben angefüllt mir in die Hand gebracht.

Ich that ihm eben gleich. Das war kaum durch den Kragen,
da fieng mein Eschinus noch ferner an zu sagen:

„Mein auserwehlter Freund, mein Bruder —

Ich schwere Dir —

Daß gegen Dir mein Hertz in Treue soll bestehn,
so lange Sonn und Mond in stetem Wechsel gehn.

Wo nicht, so gebe Gott, daß ich zur Höllen sincke
und daß ich Gall und Gift aus diesem Becher trincke.

Sieh da, es gilt darauf hin. —

Im Fall ich einen hör, der in Gelag und Zechen
auf Dich im gringsten nur ein schimpflich Wort darf sprechen,
und ich nicht in den Tod sein Widersacher bin:

so schlag der Donner mich, der Teufel führ mich hin!

Er soll an mir ein Hertz, er soll ein'n Kerl verspühren,
so lang ich eine Faust und Fuchtel noch kan führen.“

Ich sprach: „Ein solcher Freund, mein Bruder, wird mir nütze, der mich zu dieser Zeit und meine Schwachheit schütze. Ich hüte mich für Zanck. Ich meide die Gefahr, denn komm ich in das Spiel, so laß ich Haut und Haar. Ich hab es zwar wol eh mit Jemand dürfen wagen, doch hab ich nimmermehr mit Vortheil mich geschlagen. Das hat mich scheu gemacht zu kommen in den Streit. Wer meine Freundschaft sucht, der findet mich bereit.“

Der Rede ward gelacht. Ich hatte kaum geschwiegen, da kam ein Sturm auf mich von sieben vollen Krügen, doch nicht gar großer Art. Da half kein Bitten vor. Es hieß, wer nicht mehr kan, der leg sich auf ein Ohr. Sobald ich diese Last gezwungen durch den Kragen, da fühlt ich einen Lerm und Aufruhr in dem Magen. Ich lief zur Stub hinaus. —

Diß merckte das Gelag. Da ward ein Triumphieren, da gieng das Jauchtzen an. Der Haß gieng aus den Schnüren. Ich, wie wol satt und voll, gieng wiederum hinein, sprach nicht ein einigs Wort, erstarret wie ein Stein, halb wachend, halb im Schlaf. Mein Bruder kam gelaufen, mein liebster Eschinus, noch eins mit mir zu saufen. Er grif mich bey dem Arm, er stieß, er rückte mich, und sprach: „Wie, sizest du, du H— gleich wie ich?“ Ich, wie mit Trunckenen fast übel ist zu schertzen, wie kaum ich mich besann, kont dieses nicht verschmerten, sprach: Hör mein Eschinus, Du magst seyn, wer du wilt, Es mag ein solcher seyn, der mich für einen schilt.“ Kaum hat ich dieses Wort noch völlig ausgesprochen, er schlug mich ins Gesicht. Die Freundschaft war gebrochen, die Brüderschaft war aus. Ich wehrte mich so gut als dazumahl vermocht, und weil ein wenig Blut ihm aus der Nasen ran, da fieng er an zu fluchen: schwur auch Leib und Seel: er wolte Rache suchen. Er wolt, eh noch das Jahr zum Ende sollte gehn, mich, einen todten Hund, für seinen Füßen sehn.“ —

Die Sorgen und Klagen der Mutter über den all zu großen Aufwand, den ihre drei ältesten Söhne während ihrer Studienzeit gemacht hatten, werden in Beziehung auf

Joachim wol begründet gewesen sein. Wie dem nun auch sei, er fand doch bald an der „naßen academischen Freundschaft und Brüderschaft“, die ihm in späteren Jahren ein Greuel war, nicht mehr vollständig Befriedigung. Er trieb daneben eifrig das Studium der alten Sprachen, der Philosophie und Litteratur. Juvenal und Persius waren seine Lieblingsschriftsteller. Er reimte und dichtete und suchte nach der Sitte der Zeit in lateinischen Versen zu glänzen. Während seine hochdeutschen Poesien, wofür ihm der Sinn durch seinen verstorbenen Vater und seine Husum'schen Lehrer geweckt worden war, nur wenig Anklang fanden, gewann ihm ein lateinisches Epigramm auf den Tod eines seiner Freunde, des Flensburger Brandes, rasch die Gunst seines vortrefflichen Lehrers, Peter Lauremberg, des Professors der Poesie, welcher ihm bis an seinen bald erfolgenden Tod (1639) eine väterliche Freundschaft bewahrte.

Unterdessen waren seiner Mutter allerlei ungünstige Nachrichten von seiner Lebensweise zu Ohren gekommen, deren üblen Eindruck er durch wiederholte Briefe nicht wieder verwischen konnte. Seine reichen, aber geizigen Oheime, die nacheinander in Ditmarsen ihre Anstellung als Geistliche gefunden hatten, weigerten sich in dem Augenblicke, wo ein zweiter Bruder die Universität beziehen wollte, seiner Familie fernerhin eine Unterstützung zu Teil werden zu lassen. Dieß und die stete Besorgnis, daß Meklenburg in den Strudel des Krieges hineingezogen werden könnte, veranlaßten Rachel nach ungefähr dreijährigem Studium Rostok zu verlassen, um außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches im livischen Dorpat ungestört seine Studien fortzusetzen. Hier fand er in dem Hause eines seiner Familie sehr befreundeten, gelehrten Landsmannes, des Professors der Eloquenz, Poesie und Jurisprudenz, Laurentius Luden, eine Reihe von Jahren eine bereitwillige Aufnahme. Luden lernte ihn bald schätzen und empfahl ihn nach Beendigung seiner Studien einem befreundeten livländischen Edelmann Leonard Tittinghof als Erzieher und Lehrer seiner Söhne. In dieser angenehmen und behaglichen Stellung und in regem Verkehr mit seinem väterlichen Gönner fand Rachel in reichem Maße

Muße sein poetisches Talent zu üben. Er dichtete eine Anzahl lateinischer Epigramme (*centuria epigrammatum*), die durch ihre scharfen witzigen Pointen allgemeinen Beifall gewannen. Zwei hochgestellte Beamte der Stadt Reval, die wie einst auf Fleming, auch auf Rachel eine große Anziehung ausübte, nahmen mit vielem Danke die Widmung seiner Erstlingsschrift entgegen. Der mehrjährige Aufenthalt brachte ihn bald in Verbindung mit der livischen Gelehrtenwelt und in dem Hause Leonards lernte er hinlänglich das Leben und Treiben des livischen Adels kennen. Es ist auffallend für einen Gelehrten jener Zeit, aber für Rachel höchst charakteristisch und nur durch seine in Mitten des ditmarsischen Volkes verlebte Jugendzeit zu erklären, daß er überall, wohin das Schicksal ihn führt, mit Vorliebe Sitten, Gebräuche und Eigenheiten des Volkes zu studieren sucht. Nirgends in der Welt, meint er, werde das Vergnügen des Schaukelns eifriger betrieben, als bei den Liven; kein Hof, kein Dorf könne dieses Spiel entbehren; Männer, Frauen und Kinder schwebten an Festtagen fast immer in der Luft und sangen zur Erhöhung der Lust in eigentümlichem Tacte ganz rohe, barbarische Lieder. Noch mehr wundert er sich über das Treiben des kriegerischen Adels. Wenn sich der Junker nicht schon in seiner Jugend Ruhm erwerbe, werde er selbst von den Frauen mit höchst verächtlichen Blicken angesehen. Daher zögen viele, um die Schande der Trägheit zu meiden, gleich nach der Hochzeit in den Krieg, um mit Ruhm und Ehre bedeckt zu den Ihrigen zurückkehren zu können. In den Zeiten der Muße dienten sie nur der Kehle und dem Bauche und daran könne man leicht ihre deutsche Abstammung erkennen. Wenn Rachel nun auch später mit einer gewissen Ironie und nicht gar feinem Spotte auf das Leben und Treiben der Liven herabsah, so darf man doch nicht daraus schließen, daß er sich unter ihnen nicht wol befunden habe. Vielmehr schied er, als seine Zöglinge herangewachsen waren, im Frühling des Jahres 1652 mit großem Bedauern aus seiner behaglichen Stellung, um dem Wunsche seiner Mutter gemäß in seine Heimat zurückzukehren. Der Seeweg führte ihn nach Kopenhagen, wo er die Sommer-

monate verweilte und Verbindungen anknüpfte, die für sein späteres Leben und seine ganze Dichterlaufbahn bedeutungsvoll werden sollten.

Kopenhagen war fast eine deutsche Stadt. Am Hofe des gebildeten, kunstverständigen Königs Friedrichs III. war das Dänische vollständig von dem Deutschen verdrängt: alle hohen Aemter im Civil und Militär waren von Deutschen besetzt. Rachel mochte sich hier heimisch fühlen; er fand hier manchen Landsmann und Freund von Rostok her, manche Verwandte und Bekannte seiner rostokschen Gönner und Lehrer in hohen Stellungen, dieselben Interessen und dieselben litterarischen Bestrebungen. Die neue Richtung in der Poesie, wie sie in Deutschland durch Opitz sich Bahn gebrochen, hatte selbst an Nationaldänen gelehrige Schüler gefunden. Seinen Landsmann, den Dichter und Philologen Zachar. Lundt aus Nübel lernte er als Secretär des Königs kennen. Der Bruder oder Vetter des Rostoker Professors und berühmten Dichters, Andreas Tscherning, hatte am königlichen Hofe als Generalauditeur und Kriegsrat eine einflußreiche Stellung inne und trat bald zu Rachel in die vertrautesten Beziehungen. Die Professoren der Academie, Thomas Bartholinus und Christian Ostfeldt, die dänischen Dichter Vitus Biering und der jugendliche Andreas Bording, der Begründer der dänischen Lyrik, sahen in ihm einen der Ihrigen: Opitzische Grundsätze, die Rachel durch seinen Vater und seine Husumer Lehrer eingesogen hatte, vereinten sie alle zu gemeinsamem Streben und zu vertrauter, lebenslänglicher Freundschaft. Um so größer mußte sein Erstaunen sein, als er hier auf dänischem Boden von befreundeter Seite aus energische Angriffe gegen die schlesische Schule und die hochdeutsche Kunstrichtung richten sah. So eben waren in Kopenhagen die in der dänischen und der niederdeutschen Litteratur epochemachenden vier niederdeutschen Scherzgedichte Joh. Willmsen Laurembergs, des Professors an der Soröer Ritteracademie, erschienen.¹⁾ Als der erbittertste Feind aller Nachäffereien

¹⁾ Ueber Lauremberg habe ich aus dänischen Quellen, die mir durch die Güte des Herrn Conferenzrat Prof. Dr. Ratjen zu Gebote

fremder Sitten, Gebräuche und Trachten sah Lauremberg auch in der neuesten Kunstdichtung nur ein ausländisches Product, welches seinem norddeutschen Sinne das größte Misbehagen erregte. Die hochdeutsche Mundart galt ihm als der Träger und Repräsentant der neuen verderblichen Richtung; in ihrer Verbreitung sah er das Ende aller ächten, wahren Volkspoesie. Die dänische Uebersetzung seiner Satiren (Kopenhagen 1652), welche er selbst besorgt hatte, wurde mit großem Beifall aufgenommen und mit Begier gelesen. Die niederdeutschen Laute des Originals erregten in Rachel eigentümliche Empfindungen und riefen alte Erinnerungen aus seiner Jugendzeit in ihm wach; er suchte die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen, welchen er schon als den Bruder seines hochverehrten Lehrers Peter Lauremberg schätzen muste. Ihm verdankt er die erste Kunde von dem niederdeutschen Reineke Vos und der älteren sächsischen Litteratur. Mit neuen Ideen erfüllt und fast irre geworden an seinen bisherigen Ansichten über deutsche Poesie, verließ Rachel Dänemark und langte über Kiel im Herbst 1652 in Lunden an.

Durch eine funfzehnjährige Abwesenheit war er fremd in seiner Heimat geworden; erst nach einigem Widerstreben entschloß er sich den Bitten seiner Mutter und dem Zureden seiner Oheime nachzugeben und das ihm angetragene Rectorat der Schule in Heide anzunehmen. Es war begreiflich, wie nach dem Aufenthalte in Kopenhagen seine neue Stellung in dem einsamen Heide ihm anfangs wenig behagen muste. Er sollte sein bestes Mannesalter an einer Anstalt zubringen, die als bloße Rectorschule den gelehrten Schulen des Landes weit nachstand, wo ihm nur oblag mit Hülfe einiger Gesellen seinen Schülern außer Schreiben und Rechnen die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beizubringen. Indes überwand Lust und Liebe zur Schultätigkeit sein anfängliches Misbehagen. Durch seine Vermählung mit einer Ditmarserin Dorothea Twachtmann verschaffte er sich eine angenehme Häuslichkeit und fühlte sich wieder heimisch in den ditmarstanden, manche Nachrichten schöpfen können, wodurch einige Fragen Lappenbergs ihre Beantwortung finden. (cf. den dritten Anhang.)

sischen Marschen. Er begann das Volksleben zu studieren, mit Lust und Eifer die Ideen zu verfolgen, welche Lauremberg in ihm angefacht hatte. Er wendet allen Regeln und Gesetzen der Opitzischen Schule den Rücken und sammelt alte ditmarsische Weisen, Formeln und Sprüche, spricht seine niederdeutsche Muttersprache und versucht sich bald in niederdeutschen Versen. Das einzig, wie es scheint, überlieferte, hie und da an alte Weisen anklingende, fast ganz unbekannte niederdeutsche Lied Rachels ist ein vollständiges Gegenstück zu seinen späteren hochdeutschen Satiren. Während diese nur gegen die Schwächen und Gebrechen der Menschen überhaupt, nicht gegen besondere Persönlichkeiten gerichtet sind und den Leser völlig kalt und gleichgültig lassen, weht durch das niederdeutsche Lied ein uns anmutender, warmer poetischer Hauch, treten uns in ihm Persönlichkeiten, wie sie leben und weben, Menschen mit Fleisch und Blut entgegen. Es gehört wol auch jener Gattung von scherzhaften Hochzeitsgedichten an, welche in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als das Hochdeutsche die Sprache der Kirche, der Gesetze und der Wissenschaft geworden war, vorzüglich in Niedersachsen in Aufnahme kam. Das ganze Lied ist einer alten weltklugen ditmarsischen Mutter in den Mund gelegt, die ihrer Tochter Harke ausführliche, höchst charakteristische Ratschläge giebt, wie sie einen jungen deftigen Bauer Reimers Marten an sich feßeln könne. Der derbe Humor, den das Gedicht atmet, hat es von jeher zu einem Lieblingsstück der Ditmarsen gemacht. Von da hat es weite Verbreitung gefunden und ist allmählich zu einem wahren holsteinischen Volksliede geworden. Schon die vier ersten Strophen werden genügen, um die Kraft der Sprache und die gewandte Behandlung des Metrums, wie sie überall in dem Gedichte hervortreten, zu veranschaulichen.

*Nu, min dochter, segg van harten,
wat dünkt Di bi Reimers Marten?
is it nicht een karschen knecht?
lank van leden, rik van goede
un vam allerbesten bloede
weer he Di nicht even recht?*

*Jarrens Dulffs, sin oldervader
was een deftich landberader,
ja! he was een weldich mann
van de acht un veertich heeren,
de Ditmarschen to regeeren
plegten, eer't de fient gewann.*

*In de groten landesfeide
schloech he up der grönen heide
mangen schoenen Holsten doet:
he schloech lustich up de deusen
dat se pepen un mit steusen
musten laten haer un bloet.*

*As de havik vör de küken
gung de groete garde striken
kam der Jarrens Dulffs in't felt:
Alle fiende musten springen,
alle fründe musten singen:
„dat 's een kerel! dat 's een helt!“*

Es ist interessant zu bemerken, wie das Rachelsche Gedicht allmählich durch Singen und Sagen eine völlige Um-dichtung erfahren hat. Das Lied, wie ich es im östlichen Holstein aus dem Volksmunde geschöpft habe, hat das ganze ditmarsische Colorit abgestreift, alle altertümlichen Wörter und Wendungen als unverständlich aufgegeben, Strophen zusammengezogen und neugedichtete aufgenommen.

An die Stelle der vier obigen sind die beiden folgenden getreten:

*Nu, min dochter, segg von harten,
wat dünkt Di bi Reimers Marten?
is he nicht een fixen knecht?
is he nicht een düchtgen staken,
slank von lif un stuer von knaken?
is he Di nicht vollup recht?*

*Detlef Dülffs, sin oldervader,
weer een düchtgen landberader,*

*weer een vagt as nüms noch was.
 he had wör vör all din fragen
 un wohen ok he dee slagen
 wüss sin dach keen krut un gras.*

Man hat bedauert, daß Rachel die volkstümliche Richtung, die seine Muse eingeschlagen, nicht weiter verfolgt habe. Doch wird man annehmen dürfen, daß er, so lange er in den Fußstapfen Laurembergs wandelte, noch manch anderes Lied dieser Gattung geschaffen hat, welches der Nachwelt verloren gegangen ist. Wenn er nun auch noch während seines Aufenthaltes in Heide wieder die alte, früher von ihm eingeschlagene Bahn betrat und zu den strengen Grundsätzen der schlesischen Schule zurückkehrte, so haben doch Laurembergs Scherzgedichte einen bleibenden Eindruck in ihm zurückgelaßen: kein anderer deutscher Dichter hat denselben, so wie er, völlig in sich aufgenommen; überall in seinen Gedichten treffen wir auf Reminiscenzen, hie und da selbst auf wörtliche Uebersetzung einzelner Verse der Laurembergschen Satiren.

Als Lauremberg im Jahre 1658 gestorben war, wandte sich Rachel auf die Mahnungen seiner ganz im Geiste Opitzens dichtenden Freunde in Kopenhagen fast ausschließlich der Ausbildung der kunstmäßigen hochdeutschen Satire zu, die bis dahin in der Opitzischen Schule nur wenige Vertreter gefunden hatte. Die charakteristischen Züge der neuen Satire, welche hauptsächlich in den römischen Satirikern Juvenal und Persius ihre Vorbilder sah, aber statt zu individualisieren, statt einzelne, lebensvolle Persönlichkeiten vorzuführen, und an ihnen die Torheiten und Laster zu veranschaulichen, sich in bloßen Allgemeinheiten ergieng und alles, was die mächtigen und großen hätte verletzen können, ängstlich zu vermeiden wuste, traten auch in den ersten hochdeutschen Versuchen Rachels in auffallendem Gegensatze zu seinem niederdeutschen Gedichte nur allzu scharf hervor. Auch darin folgte er dem Zuge seiner Zeit, wo die verschiedensten Formen der Poesie zu Gelegenheitsgedichten benutzt wurden, daß er seine Satiren anfangs in die Form von Hochzeits-

gedichten kleidete. Die drei ersten, sagt er selber, seien ursprünglich Hochzeitsgedichte gewesen, weil aber ihr Inhalt fast satirisch erschienen, habe er ihnen wie Jean Potage seinem Hute jede beliebige Form geben können. Damit ist denn auch schon ihr Inhalt angedeutet:

Mein Liedlein soll von Nichts als nur von Weibern seyn!,
singt er und in der Tat sind es die Schwächen und Gebrechen des weiblichen Geschlechtes, an denen er mit wenig Witz und viel Behagen in breiten Alexandrinern und in einer für unseren Geschmack allzu derben Weise seiner Spottsucht freien Lauf läßt. In dem „poetischen Frauenzimmer“ oder „der bösen Sieben“, welche um das Jahr 1659 in Heide entstand und uns in einer etwas überarbeiteten Form vorliegt, besingt er sieben Arten von bösen Weibern, denen er am Schluß das Bild einer vollkommenen Hausmutter entgegensetzt. „Poetisch“ nennt er sie, weil er den Charakter jeder Frau von der Art, wie sie erschaffen sei, in seiner Weise poetisch abzuleiten sucht, wie folgende Probe lehren wird.

*Die fünfte komt vom Meer und ihren stoltzen Wellen
und weiß in allem sich der Mutter gleich zu stellen. —
Bist du zur See gewest, wann sie kein Wind beweget,
wann durch die stille Luft die Fluth sich nährlich reget?
Hast du nicht angesehen, wie Nereus an den Saum
des grünen Ufers wirft den Silberweissen Schaum?
Wann Phoebus freundlich scheint und auf die Fluth hinstrahlet
und sieht sein güldnes Haupt noch eins so krauß gemahlet
in Amphitriten Glaß? Hast du nicht acht gethan,
wie Thetis dann sich stellt und wie sie schmeicheln kan?
Bald aber quillt sie auf, erhebt die stoltzen Wellen
beginnet durch den Sturm biß in die Luft zu schwellen,
beut allen Sternen Trutz und brauset mit Gewalt
auf hohe Klippen zu, wird grün und ungestalt.
Wol dem und mehr als wol, der nie sein armes Leben
der ungetreuen Treu der See hat übergeben!
Neptun ist Sinnenloß: er wirffet in die Luft
das schwache fichten Hauß, bald wieder in die Gruft,*

*wo Rhadamantus wohnt: will kein Erbarmen haben,
erhöret kein Gebet, verschmähet alle Gaben,
nimt keine Thränen an, verdirbet Gut und Leib.
So, sag ich, thut das Meer: so thut auch dieses Weib.*

Wie steif und farblos nun auch im ganzen die Darstellung, wie wenig von dichterischer Wärme auch in dem Gedichte zu spüren ist, so wurde es doch von seinen Freunden in Kopenhagen mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Indem Rachel im Eingange desselben betonte,

*„die vorgemachte Bahn dem Opitz nach zu gehn,
wie wol bei weitem nach“,*

durften sie ihn wieder zu den ihrigen zählen. In der ersten Begeisterung für das „neuerstandene Genie“ seines Freundes machte Paul Tscherning seinen König auf das Hochzeitgedicht aufmerksam und konnte sich das Vergnügen nicht versagen dem Dichter brieflich zu melden, mit wie großem Wohlgefallen der König die Erstlinge seiner hochdeutschen Muse aufgenommen habe. Rachel fühlte sich freudig überrascht von den Lobsprüchen aus so hohem Munde. Sein Dichterstolz begann sich zu regen und die Aussicht in der Opitzschen Schule als der Begründer einer neuen Kunstgattung, als der „Londininische teutsche Juvenal“ gepriesen zu werden, spornte ihn an zu weiterem Schaffen.

Auch seine äußere Lebensstellung schien sich um diese Zeit günstiger zu gestalten. Schon längst hatte er sich als Schulmann einen Namen erworben. Seine lateinischen Epigramme auf alle Sonn- und Festtage des Jahres übertrafen nach Ristens Urteil alle ähnlichen Leistungen und verdrängten rasch die bisher gebrauchten Bücher dieser Art, wie die von Beust, aus den gelehrten Schulen. Im Jahre 1860 gab er sein bescheidenes Rectorat in Heide auf, um einem Rufe an die Ulrichschule im ostfriesischen Norden zu folgen, welche unter seiner Leitung neu organisiert werden sollte. Seine neue schwierige Stellung nahm anfangs seine ganze Tätigkeit in Anspruch; erst nach und nach fand er sich in den fremdartigen Verhältnissen zurecht. Sein Amt, heißt es, verwaltete

er so, daß er nicht durch einen dicken Bauch und eine räuspernde Stimme eine Schulmajestät darzustellen, sondern in nützlichem Fleiße eine Ehre der deutschen Dichtkunst und eine Zierde des siebzehnten Jahrhunderts zu werden bemüht war. Unter mannigfachen Mühen und Sorgen, die ihm das Leben verbitterten, suchte er bald wieder Trost und Erholung in angestrenzter litterarischer Arbeit und schon nach drei Jahren konnte er seinem Freunde und Gönner Tscherning eine „recht poetische d. h. armselige Gabe“, fünf neue hochdeutsche Satiren zu Füßen legen. In der (vom 3. Jan. 1664 datierten) Widmung an Tscherning spricht er sich über seine Stellung zu den Schlesiern und über die Grundsätze, welche ihn bei der Abfaßung seiner Satiren geleitet haben, ausführlich aus. In der Opitzischen Schule sieht er die höchste Vollendung der „teutschen Tichterkunst“, ihre Vorschriften und Gesetze gelten ihm maßgebend für alle Zeiten. Wenn er jetzt, wie er mit einem gewissen Stolze betont, zuerst von allen Deutschen mit hochdeutschen nach Opitzischen Grundsätzen abgefaßten satirischen Gedichten vor das Publikum zu treten wagt, hält er den genaueachtigen Aristarchen, den scharfen Kritikern gegenüber ein Wort der Entschuldigung für nötig. Offen will er auf scharfen Tadel bestimmter Persönlichkeiten verzichten und nur allerhand übliche und im Schwange gehende Laster, jedoch ohne Verletzung eines Menschen Ehren, guten Namen und Leumund durchziehen und „mit lachendem Munde“, wie Lauremberg getan, die dürre Wahrheit sagen. Wenn Fürwitz und Neid trotzdem bestimmte Personen von ihm getroffen glauben sollten, so vertröstet er sich eines guten Gewißens und versichert alle Menschen, kein Scherz sei ihm so lieb um deswegen einen guten Freund zu verlieren oder sich einen Feind zu machen. Er hebt wiederholt seine gute Absicht hervor und hält seine Satire für ein Werk der allerbesten und getreuesten Liebe. Gemäß der ganzen Richtung der Poesie seiner Zeit, die vorwiegend didaktisch war, ist auch für ihn zu belehren und zu beßern der eigentliche Zweck seiner Satire.

In den beiden ersten führt er das schon früher behandelte

Thema in ehrlich hausbackenem Sinne weiter aus. In dem „vorteiligen Mangel“ weiß er jedem auffallenden Fehler einer Frau auch eine gute Seite abzugewinnen; in der „gewünschten Haußmutter“ gibt er jedem den Rat sich in seinem 28. Jahre einen eignen Herd zu gründen und, wenn es ihm gelänge das von ihm aufgestellte Muster einer Frau zu gewinnen, die unter anderm

*„nach der Kunst den Besen weiß zu führen
und wenn sie fegen will, erst fegt vor ihrer Thüren“,*

so sei derselbe bei weitem glücklicher daran, als er selbst. Die drei folgenden sind mehr oder minder freie Bearbeitungen römischer Muster. In der „Kinderzucht“, welcher die 14te Satire Juvenals zu Grunde liegt, predigt Rachel als erfahrner Schulmann und Paedagoge mit warmen eindringlichen Worten den Eltern von der hohen Bedeutung der häuslichen Erziehung. So ruft er ihnen zu:

*„Drum scheut und fürchtet euch, ihr Alten, vor den Jungen
laßt kein unehrbar Wort entfahren von der Zungen.
Ein Kind hört gar genau; es merkt das zarte Hertz
und denkt gar lange nach dem ungesalzenen Schertz.“*

Die 5te Satire tritt unter der Hülle heidnischer Vorstellungen, die er der 2ten Satire des Persius entnimmt, auf das schärfste dem Misbrauch des Gebetes entgegen. Heftiger und zum Teil mit zelotischem Eifer predigt er in der 6ten („Gut und Böse“), wozu die Motive aus der 10ten Satire des Juvenal entlehnt sind, gegen die herrschenden Unsitten seiner Zeit. Den schwelgerischen Reichen misgönnt er ihre Pasteten und welschen Hühner — Stockfisch, meint er, sei auch ein gutes Eßen — und freut sich, daß sie doch dann und wann, wie andere Leute, durch Heringe, Rettige und frischen Kopfsalat sich den Magen wieder in Ordnung bringen müsten. Als guter Patriot zieht er in derselben Weise, wie Lauremberg am Schluß seines ersten Scherzgedichtes, gegen Narren und Franzosen, gegen die edle Schneiderzunft in Paris und ihre unsinnigen Moden und gegen die unwürdigen Nachäffereien der Deutschen zu Felde. Er schilt auf

das rohe Leben der Studenten, auf die Feinde und Geisel der Pennale, er ruft Wehe über den Misbrauch der Gelehrsamkeit auf den Universitäten; alle Beteiligung der Professoren am öffentlichen Leben scheint ihm vom Uebel. Dem Cicero habe das Maul den Hals gebrochen und Demosthenes hätte beßer getan sein lebelang am Schmiedebalg seines Vaters zu schwitzen als sich und andere durch seine Beredsamkeit zu Grunde zu richten. Als guter Protestant schreit er Zeter über die Heuchler in Rom und die kahlgeschorenen Pfaffen; als stiller, ruhiger Gelehrter, der das ganze Elend des dreißigjährigen Krieges mit erlebt, verwünscht er jeden Kriegslärm, den Feind von Kunst und Wissenschaft. Den ehrgeizigen Abenteurern und Kriegshelden prophezeit er einen jähen Fall, „dem Schrecken deutscher Ohren, dem ungeheuren Mann, dem Trutz und Blitz, dem falschen Friedland“ gönnt er von Herzen, daß man ihm zu Eger in der Nacht mit einer Partisan den letzten Schlaftrunk beigebracht habe. Doch als Freund einer ernsten und würdigen Muse wünscht er allen Poeten, die nur mit der Seue leuten, statt eines Lorberzweiges einen Kranz vom Kälberschwanz.“

Es sind gute und der Beherzigung werthe Gedanken, die den verständigen, hin und wieder etwas pedantischen Rachel erfüllen. Ein ernster und würdiger Geist leuchtet uns aus seinen Gedichten entgegen. Wenn wir ihn auch sich vergeblich abmühen sehen, an Bitterkeit einen Juvenal zu erreichen und jede lebendige Berücksichtigung der Gegenwart in seinen Gedichten vermissen, so bezeichnen sie doch einen Fortschritt in seiner dichterischen Entwicklung. Sie haben seinen Namen über ganz Deutschland getragen und ihn in den Augen seiner Zeitgenossen als den Begründer einer neuen Kunstgattung erscheinen lassen. Er war seitdem in der kunstmäßig versificierten Satire der berühmteste Dichter seines Jahrhunderts. Ehren und Würden, wie sie die Dichter der damaligen Zeit gern annahmen, sind auch ihm angeboten. Doch alle Anerkennung dieser Art war ihm auf das höchste zuwider. Mehr als alles galt ihm das beifällige Urteil seiner gleichgesinnten Freunde und kunstverständigen Gönner in Kopenhagen, deren „Glückwunsch-Briefe“ die erste Ausgabe

seiner sechs Satiren zierten. Auf das bereitwilligste hatte Paul Tscherning die Druckkosten übernommen und dem Dichter dreißig Exemplare nebst einem großen silbernen Pocal zum Geschenke gemacht. Freudig erregt ruft Rachel beim Anblicke des kostbaren Geschenkes aus:

*„Diß theure, werthe Pfand, gefüllt mit gutem Wein,
soll mir Castalis und Aganippe seyn.*

*Was irgend nöthig ist, die Geister zu entziünden,
das kan ich alles hier in diesem Becher finden.*

Selbst der König Friedrich III. gab sein Interesse für den Dichter auf das lebhafteste kund. Er ließ ihm durch Tscherning seine Absicht melden, ihn aus dem engen Schulzimmer an das Licht seines Hofes zu ziehen und ihn durch Bewilligung eines Jahrgehaltes so zu stellen, daß er von nun an nur seiner Muse leben könnte. Wenn nun auch die Hoffnungen, welche ihm gemacht wurden, nicht alle in Erfüllung giengen und die Aussicht auf eine höfische Stellung wenig Reiz für Rachel hatte, so war doch die Anerkennung, welche sein Streben gefunden hatte, ihm ein Sporn auch unter drückenden Verhältnissen rastlos weiter zu arbeiten. Die beiden letzten Producte seines „munteren“ Geistes, welche gleichfalls auf Tschernings Kosten im Jahre 1666 in Kopenhagen gedruckt erschienen, zeigen ihn auf der Höhe seiner Dichterlaufbahn. Während er im ersten („der Freundt“) die Gefahren der Freundschaft und der Liebe an Beispielen erläutert und die Heuchelei und Falschheit der Menschen geistvoll beleuchtet, legt er in der andern („der Poet“) seinen Standpunkt zu den verschiedenartigsten poetischen Bestrebungen seiner Zeit klar und bündig dar. Als ein eifriger Schüler Opitzens, für den Poesie ohne Gelehrsamkeit nicht denkbar ist, polemisiert er gegen die ungelahrten Dichter und ihre elenden Reimereien, gegen die Feilheit der Lohn- und Bettelpoeten und den argen Unfug, der mit der Gelegenheitspoesie getrieben wurde. „Der gemeinen Reimereien ist so viel als Fliegen in der Welt; bei einem Hochzeitsmahl kommen oft des künstlichen Papiere 24 Bogen angefliegen und bei jeder Kindesgeburt fließen Verse,

die so richtig auf den Füßen stehen, wie das Kind und gleich kindischen Witz und Verstand haben. Dies Lumpenvölklein will Poeten heißen, während sie doch nur Worte zu Markte tragen und nichts anderes tun, als ihre Feder lecken? Ein Schriftling, der nicht die Römer und Griechen kennt, der kein Buch, als nur deutsche gelesen, will ein Poet sein und für gelahrt bestehen? Die Geschwindigkeit, mit der sie unter Feuer und Knallen im Hui ein ganzes Buch fertig bringen, taugt zu nichts, als nur zum Flöhe fangen. Ja! wir haben es erlebt, ruft er empört aus, daß auch das Weibervolk Spul und Haspel fahren läßt und Kunstgedichte macht! Sie wenden klüglich vor:

Sind nicht die Musen all auch Jungfern gleich wie wir?

doch wenn sich auch manchmal fast wider die Natur bei ihnen sonderliche Gaben finden, bei den Weibern hat kein Männerwitz Art; den Männern nur gehört der Bart und die Feder.“ Dann macht er scharfe Ausfälle gegen die Puristen und Sprachverderber. Er ist ebenso sehr ein Feind der puristischen Worterfindungen, wie des maßlosen Einmischens fremder Wörter in die deutsche „Haupt- und Heldensprache“. Vor den Puristen, meint er, sei bald nicht mehr die lateinische „Nase“ und der griechische „Fuß“ sicher. Die lächerlichsten und wundersamsten Wortgebilde schiebt er ihnen in die Schuhe, wie folgende Proben zeigen werden. v. 254.

*„Der Ertz-Gott Jupiter, der hatte sich zu letzen
ein Gastmahl angesetzt. Die Weidinn gab das Wild,
der Glutfang den Toback, der Saal ward angefüllt.
Die Obstinn trug zu Tisch in einer vollen Schüssel,
die Freye saß und spielt mit einem Liebes-Schlüssel,
der kleine Liebreitz sang ein Tichtling auf den Schmauß,
der trunkne Heldreich schlug die Tageleuchter aus,
die Feurin kam dazu aus ihrem Jungfer-Zwinger
mit Schnäblen angethan, Apollo ließ die Finger
frisch durch die Saiten gehen, des Heldreichs Waldhauptmann
fieng lustig einen Tantz mit den Huldinnen an.“*

Dann v. 380:

„Ey Liebste, laßet doch den grauen Murner gehn!
Nehmt mich in euren Schooß! Der fahle Hechselmenger (Maus)
frist die gedruckte Milch. Neigt eure Lüftleins-fänger (Ohren)
doch meiner Rede zu! Geht zu dem Gleicher (Spiegel) hin!
Der Schnauber ist auch schwartz! Sonst seyd ihr meinem Sinn
und gutem Urtheil nach mit allen Schönheits-waaren
vollkommen ausgeputzt, von Scheitel und den Haaren
biß auf die Trittung zu. Wenn euer Pflanzherr (Vater) wolt
und eure Seuge (Mutter) mir so zugethan und hold
noch heute könnte seyn, das ist, mein liebstes Leben,
euch mir zum Eigenthum besitzlich wolten geben:
so flög ich voller Glück biß an das blau Gezelt,
wo Phöbus prächtig steht, der Lüchtling aller Welt.“

Das ganze Unheil des Purismus sei durch das schreckliche Sprachgemengsel hervorgerufen, wo französisch, welsch, latein und deutsch durch einander wirbelten. Zur Charakterisierung desselben läßt er einen alten Freiersmann, einen braven Capitain auftreten, der ein wahres „Mengelmus“ von Worten über seine Lippen bringt:

„ça Maitre, mache mir en façon der Frantzosen
für gut contentement, ein paar geraumer Hosen.
Ich selber bin mir gram, mir knurrt der gantze Leib,
daß ich jusqu'à présent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? Was hab ich nicht erlitten,
o Cloris, dein amour und Schönheit zu erbitten?
Weil dein éclat so weit die andern übergeht,
als wenn ein Diamant bey einem Kiesel steht.
soleil de notre temps! O Auszug aller Tugend!
O himmlischer trésor! O Krone dieser Jugend!
Was hab ich nicht gewagt, daß sich dein nobler Sinn
zu meiner basseté doch möchte lenken hin!
Und endlich möcht ich doch von einer Damen wissen,
Warum man mich nicht will wie andre Kerrel küssen?
Hab ich nicht Mauls genug? Verhindert sie der Bart?
Hab ich der baisemains und meines Huts gespart?

Wie manche Gasse bin ich dir zu Dienst gegangen,
 wenn man des Abends pflegt die Flädermäuß zu fangen.
 Wie oftmal hab ich dir zu später Mitternacht
 auf meiner cornemuse ein Dudeldey gebracht! —
 Und was ist denn an dir so sonderlichs zu fressen,
 farouche, Rabenaß, daß du so gar vermessen
 auf mich so höhnisch lachst? Bin ich gleich ziemlich alt:
 doch ist mir weder Hertz noch Hand noch Finger kalt.
 Der Magen däuet wol. Denn geht es an ein Schwärmen,
 kan mich ein Nössel Wein, sechs, sieben, acht erwärmen.
 Die Zähn, asserez-vous, sind alle noch gesund,
 versuchs und stecke mir den Daumen in den Mund!
 Ich habe manches Land und Herschaft durchgereiset
 und mich mit Augenlust und Schönheit nur gespeiset.
 Da war mein ordinair mit Damen umzugehen,
 da war ich, par ma foy, was besser anzusehen,
 da war ich hochberühmt im Fechten, Spielen, Tantzen,
 bracht Masqueraden an und frische Mummenschantzen.
 Ich redte spanisch, welsch, krabatisch und latein:
 Paris und Orléans ließ mich als Bürger ein.
 Ist irgend ein banquet, da man mir ruft zu Tische,
 so schneid ich treflich wol Geflügel oder Fische,
 chapons, perdris, levreaux. Man zeige mir den Mann,
 der so genau als ich den Gecken stechen kan!
 Und eben hier soll ich mich laßen cujonieren
 und meine renommée auf einmal gantz verlieren
 bey einer schwartzen Haut? —
 viel lieber will ich gar versetzen mein Verlangen
 und meine pucelage an einen Nagel hangen.“

Einem solchen Mischmasch fremder erbettelter Zungen
 und dem Narrenwerk der Puristen, die förmlich unsichtbar
 daherschritten, wäre, wie er spöttisch hinzusetzt, bei weitem
 noch das halbniederdeutsche Hochdeutsch des „Wahlen“ vor-
 zuziehen.

„Paur hale mir die Pferd! Last ju der Schuch besehen!
 Allegro macht ju fort! Bezahl die Pinckebank.
 Geh Moder in die Stall, der Kuh sein Kind ist krank.“

Darnach wird man die ungeheure Kluft ermeßen können, welche ihn jetzt, wo er mit seiner dichterischen Tätigkeit abschloß und seine satirische Muse zu feiern begann, von Lauremberg trennte, dessen Spuren er einst gefolgt war. Mit einem gewissen Schamgefühl scheint er auf die Torheiten seiner Jugend herabzusehen. In der achten Satire treffen wir wiederholt auf Reminiscenzen, versteckte Anspielungen und polemische Seitenhiebe, so daß sie gleichsam zur Erläuterung der Laurembergischen Scherzgedichte dienen kann, aber nirgends finden wir den Namen Laurembergs genannt. Wie nachhaltend, trotzdem daß er sich es nicht gestehen wollte, der Einfluß Laurembergs auf ihn gewesen ist, zeigt das auffallende Interesse, mit dem er während seines Aufenthaltes zu Norden das Volksleben der Friesen und Holländer verfolgte. Er lernt ihre Sprache, die ihm anfangs „boeotisch“ klang und versucht sich selbst in derben holländischen Versen:

*Up een Raethuys ende een Pilaets-huysken juyst an malkander.
Wel vriend, in dien ghy hier tot pleyten zyt ghestelt
ol koomje sonder brief, een koomt niet sonder gelt.
Ghy, die hier laeten wilt de ballast van u lief
al koomje sonder gelt, een koomt niet sonder brief.*

Mit großem Erstaunen erkennt er die nahe Verwandtschaft der holländischen mit seiner niederdeutschen Muttersprache; mit wahrer kindlicher Freude wird er erfüllt, als ihm zum ersten Male altfriesische und gothische Wörter zu Gesicht kommen, über deren Aehnlichkeit mit den entsprechenden griechischen er sich nicht genug wundern kann.

Mit seiner reichen litterarischen Tätigkeit gieng seine pädagogische Wirksamkeit anfangs Hand in Hand. Aber je mehr die Schule unter seiner Leitung aufblühte, desto mehr fühlte er sich der Schulgemeinde entfremdet. Die Einführung eines von ihm selbst nach dem Lateinischen des Hugo Grotius entworfenen neuen Leitfadens für den Religionsunterricht („Christlicher Glaubensunterricht“) konnte er erst nach lebhaften Kämpfen mit dem Consistorium durchsetzen. Schon in den ersten Jahren seiner Amtsführung klagt er wiederholt über die Undankbarkeit der Bewohner, die seine pädagogi-

schen Leistungen nicht würdigen wollten und ihm seine ganze Schultätigkeit verleideten. Statt Anerkennung und Achtung, wie sie seinem Dichterruhm entsprachen, zu finden, wurde ihm nur Haß und Verfolgung zu Theil. Einige scharfe Ausfälle gegen die Geistlichkeit hatten ihm unter diesen erbitterte Feinde geschaffen. Von der Kanzel herab wurde ihm zugerufen: „Ein Gottloser bleibt bei seinem gottlosen Wesen; ein Flucher bei seinem Fluchen; ein Verächter des göttlichen Wortes bleibt ein Verächter; ein Pasquillant bleibt bei seinen Pasquillen; ein Satirikus bei seinen Satiren.“ Dazu kam noch trotz der Beihülfe aus Kopenhagen seine üble pecuniäre Lage. Die Einkünfte waren gering; das Schul- und Holzgeld kam nicht regelmäßig ein; die Leichengebühren wurden fast gar nicht gezahlt und über die Teilung derselben war er mit seinen drei Collegen in endlose Streitigkeiten verwickelt. Wenn Rachel nun auch meint, er sei der feindlichen Lästerungen böser und neidischer Leute schon so gewohnt, daß er wie ein edler Spartaner wol einen guten Streich aushalten, ja wie ein Straußvogel Eisen und Stahl verdauen könne, so war ihm doch bald in Norden alles zuwider geworden. Er fühlte sich mit seinem Streben einsam und verlassen. Holländische Gelehrte, mit denen er nach und nach in Beziehung gekommen war, konnten ihm seine Kopenhagener Freunde nicht ersetzen. Er sehnte sich fort aus den engen Verhältnissen, die ihn in Norden feßelten und gieng mit Freuden auf jeden Antrag ein, der ihm Aussicht gab, sich pecuniär zu verbessern. Vergeblich hatte ihn sein als Staatsrechtslehrer hochberühmter jüngerer Bruder Samuel zu überreden gesucht, an der Kieler Universität, die er eben einrichten half, eine gering dotierte Professur der Poesie und Eloquenz anzunehmen. Ebenso wenig war er bis dahin geneigt gewesen, das ihm angetragene, nichts weniger als einträgliche Rectorat der Domschule in Schleswig anzutreten. Noch ein Jahr hatte er mit innerem Widerstreben in Norden gewelt, als eine furchtbare Pest über Ostfriesland hereinbrach und ihn von seinen gelehrten Studien, bei denen er in seiner Trübsal Trost gesucht hatte, aufschreckte. Seinem Freunde Tscherning schüttet er sein Herz aus und schildert

ihm lebhaft die schrecklichen Gefahren, denen er mit den Seinigen durch die Flucht glücklich entronnen war:

*„Daß ich noch Euch zu Dienst, o großer Tscherning, lebe
und meiner Schuldigkeit diß kleine Zeugniß gebe,
das dank ich meinem Gott! O weh! wie hat die Hand
des Würgers also gar verwüstet dieses Land!*

*Wie in die reife Saat der Meier pflegt zu gehen
und läßt kaum einen Halm aufrichtig für ihm stehen:
ja! wie die wilde Fluth, — das meinen Friesen nicht
so ungewöhnlich fällt — durch Deich und Dämme bricht
und reißet alles hin; wie große Meereswellen
verschwimmen Frucht und Land, das Vieh zusamt den Ställen:
so gieng es auch mit uns. Es trug ein einigs Hauß
auf einen Tag allein bei sieben Leichen aus.*

*Wo nun der Menschenfeind den Anfang einmal machte,
da räumt er alles weg: der heut zu Grabe brachte,
den trug man morgends hin, biß niemand übrig war
aus aller Nachbarschaft zu heben eine Bahr.*

*Sich hüten war umsonst; kein Hülfe war zu finden:
es starb der Chiron selbst auch über dem Verbinden.*

Zuletzt war auch kein Mensch auf Mittel mehr bedacht:

*Wir gaben uns dahin, besorgten Tag und Nacht,
daß endlich nun und nun auf uns würd übergehen,
was wir an Tausenden mit Schrecken musten sehen.*

*Auch meine Schäflein selbst, die Hoffnung ferner Zeit,
die fielen häufig hin; die Fremden flohen weit;
ich blieb fast ganz allein. Und diß hat mich bewogen,
daß ich auf Holstein zu bin schleunig abgezogen,
das mir vorlängst schon rief. Ich ließ der Chauken Land
mit Thränen hinter mir. Wie, wenn ein großer Brand
das gantze Hauß ersteigt, wenn schon die hellen Flammen
sich schlagen übers Dach mit gantzer Macht zusammen
und einer kaum sich rettet aus der Gluth,
so war den meinigen und mir auch selbst zu Muth.“*

Während seines Aufenthaltes in Holstein bei Verwandten und Freunden wurde ihm von seinem Bruder der Gedanke nahegelegt, von Norden auf immer zu scheiden. Samuel ver-

sprach seine vertrauten Beziehungen zu den maßgebenden Kreißen am Gottorper Hofe zu seinen Gunsten zu verwenden. Ueberdieß hatte Joachim Rachels Name von der Gründung der Universität Kiel her am Hofe des Herzogs Christian Albrecht einen guten Klang. Zwei von ihm zu Ehren des verstorbenen Herzogs Friedrich III. „des Außbund der Helden“ und des Kaisers Ferdinand gedichtete Lieder, welche in Kiel bei dem fürstlichen Festmahle von Sängern und Musikern unter großem Beifall vorgetragen waren, mochten als hinlängliche Beweise für eine treue herzogliche Gesinnung gelten. Bald ergieng an ihn der Ruf, das vacante Rectorat an der Schleswiger Domschule zu übernehmen und Rachel kam selbst nach Schleswig um sich in der Nähe mit den Zuständen derselben bekannt zu machen. Die Landeshauptstadt mochte manche Anziehung für ihn haben. Der Glanz des Schloßes mit seinen reichen Kunstschatzen, die große Zahl der Gelehrten und kunstverständigen Männer, welche den Hof Christian Albrechts aus den Zeiten seines Vaters her noch zierten, mochten ihm die angetragene Stellung für wünschenswert erscheinen lassen. Wie verkommen er nun auch die Anstalt fand, er war entschlossen dem Rufe zu folgen, wenn sein Gehalt erhöht und ihm die Reisekosten ersetzt würden. Wider Erwarten erfolgte von Seiten der Regierung keine bestimmte Erklärung und Rachel sah sich genötigt im Anfang des Jahres 1667, nachdem er seine Mutter zu Grabe getragen hatte, völlig enttäuscht mit seiner Familie nach dem verödeten Norden in seine ausgestorbene Schule zurückzukehren. Es beginnt jetzt für ihn die trübste Zeit seines Lebens. Hab und Gut war durch die Reise aufgezehrt. Sein Freund und Gönner Tscherning war schon im Herbst 1666 gestorben und damit zugleich auch seine Beziehungen zu dem hochherzigen und freigebigen König Friedrich III. abgebrochen. Vergeblich war er bemüht durch eine angestrengte litterarische Tätigkeit sich und seiner zahlreichen Familie den nötigen Unterhalt zu verschaffen. Seine lateinischen Epigramme, die während des letzten Jahres entstanden waren, konnte er nicht einmal unter das gelehrte Publikum bringen. Ein Buchhändler, an den er sich des-

wegen wandte, wies ihm unter verächtlichem Lächeln und höhrenden Worten fast die Thüre, als er von Honorar zu sprechen wagte.

Samuel hatte indessen die Hoffnung noch nicht aufgegeben, seinen Bruder ins Land zu ziehen und benutzte jede Gelegenheit, dem Regierungspräsidenten Kielmann von Kielmannsegge die üble Lage desselben ans Herz zu legen. Erfüllt von dem Gedanken, die gelehrten Schulen des Landes zu reorganisieren, mochte ihm nichts angenehmer erscheinen, als seinen im Schulfach erfahrenen älteren Bruder in dem nahen Schleswig zu wissen. Kielmann willfahrte auf das bereitwilligste dem Wunsche seines gelehrten Freundes; alle Hindernisse und Schwierigkeiten wurden nach kurzen Unterhandlungen gehoben, nach einer siebenjährigen Wirksamkeit verließ Joachim Rachel Norden¹⁾ und langte am 3. October 1667 in Schleswig an. Hier erwartete ihn eine schwierige, aber höchst dankbare Aufgabe. Im Verein mit ihm hoffte Samuel schon damals im Schulwesen Reformen durchzuführen, wie sie erst fast zwei Jahrhunderte später (durch Nitzsch) realisiert und segensreich empfunden worden sind. Die Grundsätze, welche sie leiteten, musten, wie trefflich sie auch waren, wegen ihrer Neuheit bald auf den erbittertsten Widerstand stoßen. „Die oberste Leitung des Kirchenwesens, sagt Samuel, pflege ganz vernünftig einigen der ersten Geistlichen anvertraut zu werden, desto mehr müsse man sich wundern, daß die Aufsicht über die Schulen nicht auch einem oder mehreren Scholarchen übergeben werde.“ Er erbot sich das Amt eines Schulinspectors zu übernehmen, um in der Verwaltung desselben und der seiner Professur zu zeigen, welch ein Gewinn dem Vaterlande daraus erblühen werde, wenn die Jugend auf den Schulen gehörig vorbereitet, die Academie bezöge und so Lehrer von den Schulen und der Universität sich wechselseitig die Hände böten. Er will also die Leitung dieser Lehranstalten nicht der Geistlichkeit mehr überlassen, sondern einer neu zu bildenden Behörde,

¹⁾ Von seiner Wirksamkeit an der Nordener Schule ist nach den Mittheilungen des Herrn Rectors Dr. Heidelberg nichts bekannt.

einem Schulrat und einem Schulcollegium anvertraut wissen. In der Tat waren auch die gelehrten Schulen des Landes unter der bisherigen Leitung in stetem Rückschritt begriffen. So hatte das berühmte Bordesholmer Internat, welches unter der Aufsicht des Generalsuperintendenten stand, gerade nach hundertjährigem Bestehen wegen vielfach eingerißener Mißbräuche aufgelöst werden müssen und die Einkünfte desselben waren auf Betrieb Samuel Rachels zur Unterhaltung der Universität Kiel verwandt worden. Die drastische Schilderung, welche er in seiner Selbstbiographie von den dortigen Zuständen gibt, läßt nur allzu sehr den tiefen Verfall der Schule durchblicken.

In Bordschholm wurden in der letzten Zeit 36 Alumnen auf herschaftliche Kosten unterhalten. Sie waren in zwei Ordnungen geteilt und hatten tagtäglich 9 Lehrstunden. Während in der zweiten Ordnung oft Lehrer unterrichteten, die nur zum Gespötte der Schüler dienten, war der Unterricht in der ersten gar nicht so übel. Der Rector Paul Sperling, welcher seit 1635 die Anstalt leitete, war bei all seiner Gelehrsamkeit ein Schultyrann sonder Gleichen, dessen bloße Gegenwart schon den allergrößten Schreck einflößte. Die strenge Zucht und die harte Ahndung auch des kleinsten Vergehens, wo die Schläge den Worten, wie der Donner dem Blitz folgten, erbitterten einige Schüler zum verzweifelten Trotz, während andere sich zu mehr als slavischer Furcht erniedrigten. Durch strenge Gesetze, wiederholte Sperling nur zu oft, ließe sich alles erreichen. Obwol er ein großer Freund der Musik war, daß er kaum dadurch ermüdet, aber nie befriedigt werden konnte, schien er doch nie sanfteren Stimmungen zugänglich. Wenn seine Schüler in den ungeheizten Zimmern vor Kälte zitterten, oft vor Schmerzen, die ihnen eiternde Frostwunden verursachten, laut weinten und jammerten, predigte er zwei Stunden von seiner Kanzel herab, ohne im geringsten von ihren Qualen gerührt zu werden. Jede Störung und jeder Fehltritt eines einzelnen mußte von allen gebüßt werden. Dann wurde jeder Spaziergang im Freien wochenlang untersagt und um die Strafe noch empfindlicher zu machen, ließ Sperling

selbst die Fenster der Schlaf- und Wohnstuben der Schüler verriegeln und verstopfen, damit sie nicht frische Luft schöpfen könnten. Es war kein Wunder, daß die Schüler manchmal zur Verzweiflung getrieben, alle Bande der Zucht und Ordnung sprengten. Im schwedischen Kriege war hohe Not in Bordesholm. Bier war nicht mehr zu haben und die Schüler musten sich mit Milch und Honigmet begnügen. Sperling begann zu fürchten, daß sich das Gymnasium aus Mangel an Lebensmitteln auflösen könnte und suchte der Gefahr mit künstlichen Mitteln vorzubeugen. Als einige Alumnen sich gegen ihn vergangen hatten, gab er das unwiderrufliche Gesetz, daß das Mittagseßen von jetzt an abgeschafft sein und jedermann sich mit dem bloßen Frühstück begnügen solle. Aber der Magen der Alumnen, erzählt Rachel als Augenzeuge, fieng an zu murren und sich ungebehrlich zu stellen. Sie drangen in großer Anzahl, vom wütendsten Hunger gestachelt, in die Speisekammer und Küche und forderten mit Ungestüm den ihnen vom Landesherrn bestimmten Tisch. Sperling sah seine Autorität auf dem Spiele, rief rasch einige bewaffnete Bauern, die eben wegen der allgemeinen Unsicherheit die Wache hatten, und andere Leute herbei, griff die Alumnen an und behielt zuletzt nach einem heftigen Handgemenge die Oberhand. Jedoch war der Sieg kein unblutiger, denn es wurde mit mancherlei Waffen gekämpft. Sperlings schonte man, aber ein College, der mit einem Knüttel zu Hülfe kam, wurde mit vielen Ohrfeigen empfangen. Der Respect vor dem grimmigen Sperling war seitdem auf immer dahin. Der Eindruck, den Samuel von dem Kampfe bekam, ist ihm immer unvergeßlich geblieben und er hat mit Freuden den Tag begrüßt, wo diese Zwangsanstalt aufgelöst wurde.

Nicht viel beßer waren die Zustände an der Schleswiger Domschule, welche Joachim Rachel reorganisieren sollte. Wie die höchsten Geistlichen des Landes nicht im Stande gewesen waren, in Bordesholm Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, ebenso wenig waren die Schleswiger Domprobsten die geeigneten Persönlichkeiten, um für die Hebung ihrer Schule besonders Sorge zu tragen. Aus der langen

Reihe der einflußreichen Männer wird es schon genügen nur einen hervorzuheben. Der Domprobst Christian Sledanus, ein alter Freund der Rachelschen Familie, war als früherer Professor in Rostok ein in den Wissenschaften wol bewandter Mann. Nur besaß er die besondere Eigentümlichkeit, die ihm fast zur anderen Natur geworden war, daß er ohne Streit und Zank nicht leben konnte. Eine höchst naive Beschwerdeschrift des Magistrates charakterisiert ihn als einen originellen Kauz sonder Gleichen. Es heißt unter andern darin: der Doctor und Hauptprediger macht ein langes, weitläufiges, nirgends gebräuchliches Exordium. Darnach wird das Evangelium kaum digito oder wenig tangieret, sondern die ganze Predigt mit verdrießlicher Confusion und seinen Privataffecten und Händeln gar ärgerlich zugebracht. Seine Patrone, Defensoren und Woltäter, die Propheten und Apostel, wie seine Worte lauten, hebt er in den Himmel, die übrigen werden verflucht und verdammt, das Vaterunser wider Gottes Befehl dergestalt extendieret, daß bei vielen aus der Andacht ein Gelächter wird, als zum Exempel: „Vater unser, der du bist im Himmel, der du auch siehest über Rostok, ach! das herliche Roseta! mein hochgeehrtes Vaterland“ und so bei jeglicher Bitte einen sonderbaren Anhang. In seinen Predigten schilt und flucht er auf der Kanzel; dahingegen sagt er auch: Alle meine woltätigen Gönner und Freunde, die mich ehren und gutes tun in Worten und Werken, Gunst und Gabe, Gott erstatte es ihnen tausendfältig und laße ihnen das, was sie mir geben, nicht geringer werden, sondern ihnen und ihren Nachkommen zum Ueberfluß segnen; denn was ihr mir also gebet, das gebet ihr nicht mir, sondern Gott selbst und dem großen Priester Jesu, dessen Diener, Vicarius und Statthalter ich bin und ihr sollt es tun und wehe dem, der es nicht tut!“

In welcher Weise er die Inspection der Domschule führte, läßt sich darnach schon hinlänglich beurteilen. Vor allem suchte er den Schein zu erwecken, daß es mit derselben unter seiner Leitung besonders wol stehe. Indem er sich auf die Vorschriften Melanchthons berief, ließ er einst unter großem Unwillen der Schulcollegen und zum Aergernis

der ganzen Gemeinde von den Domschülern vor dem hohen Altar der Domkirche eine „heidnische H—comoedie“, die Andria des Terenz aufführen. In der Beschwerdeschrift heißt es darüber: Der Doctor habe sich als actor und director mit großer Lust und Ergötzlichkeit darunter herumgetan und an dem heiligen Orte einen Greuel der Verwüstung angerichtet. In wie fern dieß ein Exercitium der Jugend sei, will der Magistrat dahin gestellt sein lassen. Als nun Sledanus im anderen Jahre an demselben Orte den Eunuch des Terenz aufführen lassen wollte, ließ der Magistrat ihm das Rathaus zu diesem Zwecke anbieten. „Wie er darauf auf der Kanzel öffentlich gefluchet und gescholten, ist männiglich bekannt und hat er in specie diese formalia gebraucht: „Was meinst du Unflat, du Teufelsbalg, daß ich ein Comoe-diant und Gaukler bin, daß ich auf dem Rathause agieren sollte, wo andere Comoedianten und Gaukler agieren? Ich will dir den T— agieren! Der hole dich!“ Da ihn nun aber selbst dünket, daß er es mit Affecten zu grob machet, so will er den gemeinen Mann und die Domschüler überreden, er sei ein eifriger Moses, Elias und Johannesprediger und habe den Geist des Johannes und scheut sich nicht offen auf der Kanzel auszusprechen: Wenn auch der Engel Gabriel aus dem Himmel käme und sagte zu mir: Sledane, du gebrauchest Privataffecte, so wollte ich wieder sagen: Gabriel, du lügst.“

Verfolgt man die Geschichte der Domschule durch das siebzehnte Jahrhundert, so trifft man nur allzu häufig auf die lebhaftesten Klagen der Rectoren über ihre geistlichen Patrone. Einer spricht es ganz offen aus, daß die am Dome jedes Gesetz und jede Ordnung zu hintertreiben wüsten und nicht ruhten, als bis sie Rector und Collegien unter die Füße gebracht oder von dannen gejagt hätten. Während der eine sich über sich selbst wundert, daß er zehn Jahre lang die fortwährenden Quälereien ausgehalten habe, dankt der andere Gott, daß er endlich von der Bosheit der abscheulichen Menschen erlöst sei. Andere konnten, wie es heißt, die Luft nicht vertragen und kehrten schon nach wenigen Jahren der Anstalt den Rücken. Wiederholt werden

Versuche gemacht Ordnung und Zucht wieder herzustellen. Jeder neue Rector experimentiert gewissermaßen mit seinen Schülern und giebt bald jede Hoffnung auf ein gedeihliches Wirken auf. Während der eine bald klagt, daß er gar keine Schule mehr habe und den unwilligen Patronen offen gesteht, daß er kein Mittel mehr wiße die Schule zu heben, ruft er ein andermal Wehe über Beamte und Bürgerschaft, daß sie die Schule wie die Pest fürchteten und die Lehrer trotz ihres Eifers mit Spott und Hohn verfolgten.

Die Ursache des tiefen Verfalls der Schule lag zum Teil in den üblen politischen Verhältnissen, zum Teil in ihrer eigentümlichen Stellung zu der Gemeinde und dem Dom. Die meisten Lehrstunden wurden von den Schülern mit Einwilligung der Eltern aus den wichtigsten Gründen versäumt. Die zeitraubenden, aber für die Lehrer sehr einträglichen Leichenaufzüge, an denen die ganze Schule teil zu nehmen hatte, gaben zu den ärgerlichsten Auftritten Anlaß. Wenn die Eltern Schul- und Holzgeld zu zahlen weigerten, ließen die Lehrer ihre Schüler zur Strafe in den ungeheizten Zimmern frieren; wenn bei der Beisetzung der Leichen in der Domkirche die Gebühren nicht gleich entrichtet wurden, entstanden auf dem Kirchhofe förmliche Kämpfe zwischen Lehrern, Schülern und Leidtragenden und vergeblich suchte die Regierung durch scharfe Mandate Ruhe und Ordnung auf dem Kirchhofe herzustellen. Schüler und Lehrer waren allmählich alle träge und verdroßen bei der Arbeit geworden. Selbst der Domprobst Martini mußte im Jahre 1666 offen gestehen, wie unter dem Rectorat seines Schwiegersohnes Petersen die ewige Klage wieder laut geworden sei, daß auf der Domschule wenig oder gar nichts gelernt werde. Sie ward immer leerer an Schülern und die Menge der Winkel- oder Klippschulen „nahmen den Domcollegen förmlich das Brod aus dem Munde.“ Vergeblich suchten Regierung und Capitel durch die strengsten Maßregeln gegen die Lehrer die Schule zu heben. Sie wurden damals zuerst in Eid und Pflicht genommen, zu unbedingtem Gehorsam gegen ihren Inspector angehalten und bei dem geringsten Anlaß mit Gehaltskürzung und Amtsentsetzung bedroht.

So war der Zustand der Schule, als Rachel sein Amt antrat. Bei dem Ruf, der ihm vorausgieng, durfte man einen baldigen Aufschwung der Anstalt erwarten. Das bereitwillige Entgegenkommen, welches er auf allen Seiten fand, ließen Rachel hoffen, alle Hindernisse, die sich seinen Neuerungen entgegenstellten, rasch zu überwinden. Am herzoglichen Hofe fand er bald Freunde und Gönner. Der gelehrte Olearius und der Historienmaler Ovens, die Vertrauten des Herzogs, empfingen ihn als „einen alten Bekannten“. Der Regierungspräsident Kielmann sah in ihm nur den berühmten Dichter, erhöhte sein Gehalt um 500 Taler, half ihm selbst seinen Haushalt mit einrichten, und suchte ihm seine neue Stellung so angenehm wie möglich zu machen. Rachel fühlte denn auch bald neuen Lebensmut; in seinem funfzigsten Lebensjahre glaubte er den Hafen der Ruhe erreicht zu haben; mit großen Hoffnungen schaute er in die Zukunft und gedachte in wenigen Jahren seine Schule zu der ersten des Landes zu erheben. Seine drei Collegien, der Conrector Statius Krüger, sein alter Studiengenosse von Rostok, der Cantor Joh. Probst, selbst der „arme, im Schuldienst ergraute“ Subrector Severin Witt, hatten sein Kommen freudig begrüßt und giengen willig auf seine Reformen ein.

Was er nun vorfand, musste freilich den betäubendsten Eindruck auf ihn machen; das Schulgebäude war über alle Maßen baufällig; durch das Dach strömte der Regen, Fenster und Fensterladen waren kaum vorhanden, in den Zimmern fehlten die Oefen, die Treppen waren lebensgefährlich und drohten einzustürzen, von dem Inventar war fast gar nichts mehr zu gebrauchen, keine Planke schloß das Gebäude und den Spielplatz ein. Mit Schmerzen vermiste er die nötigsten Bücher zum Handgebrauche für die Schüler; er fand keine einzige deutsche Bibel, kein lateinisches Lexicon, nur ein griechisches in noch einigermaßen brauchbarem Zustande vor. Er wendet sich mit den dringendsten Bitten an die Regierung um Abhülfe dieser schreienden Uebelstände und wenn man bedenkt, daß schon seit 1640, seit fast 30 Jahren vergeblich um die Anschaffung einer leserlichen, hochdeut-

schen Bibel petitioniert worden war, musste Rachel sich wol über die Bereitwilligkeit wundern, mit der die Regierung allen seinen Wünschen nachkam. Dann gieng er rasch und energisch daran die Schule zu reorganisieren und von allen einengenden Feßeln zu lösen. Das längere Fortbestehen der Klippschulen erklärte er für unvereinbar mit dem Wol der öffentlichen Schule. „Wenn die Schüler nur ein sauer Gesicht sähen, giengen sie in den Winkel, wo sie tun und laßen könnten was sie wollten, und weder am Kirchenbesuch noch an den Leichenbegängnissen teil zu nehmen brauchten.“ Besonders ärgert es ihn, daß die Libertinen zu allem Schimpf der Praeceptoren bei jedem öffentlichen Aufzuge spöttisch mit Fingern auf die Domschüler zeigten. Kielmannsegge willfahrte seinem Antrage und verfügte schon im December 1667 den Anordnungen der Kirchenordnung gemäß die Schließung aller Winkelschulen. Die Bürgerschaft empfand diese Maßregel als einen schweren Schlag und Rachel suchte sie womöglich zu beruhigen. Er will nicht jeden Privatunterricht verbieten, sondern ihn nur controlieren können und fordert die Bürger auf „aus der Zahl seiner beßeren Schüler sich ihre Paedagogen zu wählen und durch willige und rechtzeitige Bezahlung des Schul- und Holzgeldes ihren Eifer zu betätigen.“

Im Einverständnis mit der Regierung, aber unter dem heftigen Widerspruch des Probstes versucht er dann die Stellung seiner Schule dem Dom gegenüber fester und bestimmter zu begrenzen. Die zeitraubenden Leichenaufzüge werden auf die kürzeste Zeit beschränkt, das lange Warten an den Thüren der Domkirche ein für allemal untersagt. Des Morgens um halb sieben und des Mittags um halb ein Uhr verrichteten von jetzt an alle Lehrer und Schüler ohne Ausnahme in der nahen Kirche ihre Devotion. Die Sonntagsvesper zu besuchen wird allen auf das strengste zur Pflicht gemacht; den Gottesdienst durch Gesänge zu verherlichen sieht er als eine Hauptaufgabe seiner Schule an und von den Leistungen des Sängerkhore hängt nach ihm wesentlich der Ruf und die Frequenz einer Domschule ab. Der Chor wurde aus den älteren Schülern neu gebildet und stand unter

der Leitung des Cantors Probst; er sang nicht allein beim öffentlichen Gottesdienste in der Domkirche, sondern auch an bestimmten Tagen vor den Häusern der angeseheneren Bürger und Beamten der Stadt. Rachel führte als Rector die Kasse und ließ sich selbst die Mühe nicht verdrießen, bei besonders feierlichen Umzügen, wie am Martinitage, mit seinen Collegen die Gaben und Geschenke einzusammeln.

Bei allen oben berührten Anordnungen geht sichtlich sein Bestreben dahin, Zeit zu sparen und Zeit zu gewinnen für den Schulunterricht. Deshalb will er auch alle monatlichen, selbst die halbjährigen Examina abgeschafft wissen und huldigt dem Grundsatz, welcher in neuerer Zeit viele Anhänger gefunden hat, nur jährlich Prüfungen und Versetzungen vorzunehmen. Die neuorganisierte Schule Rachels war in vier Classen geteilt. Im Einklang mit der damaligen Lebensweise, wonach gegen 10 oder 11 Uhr die Hauptmalzeit stattfand, wurde in den Wintermonaten von 7 bis 10, im Sommer von 6 bis 9 und des Nachmittags mit Ausnahme von Mittwoch und Sonnabend von 1 bis 4 Uhr unterrichtet. Auch wenn die zweite und dritte Classe in vielen Stunden combinirt wurden, hatten die vier Lehrer vollauf zu tun. Rachel selbst gab wöchentlich 18 Stunden in den verschiedensten Lehrgegenständen. Er tractierte in der ersten Classe außer Grammatik, Logik und Rhetorik im griechischen das neue Testament, Plutarch und die Ilias, von der er einige Bücher in lateinische Verse übersetzt hatte, im lateinischen Ciceros Episteln, die Andria und die Aeneis. Neben vier griechischen, zwölf lateinischen, zwei Musik- und Arithmetik-, und drei mit Kirchengeschichte verbundenen Religions-Stunden, wie sie schon in früheren Lectionsplänen figurieren, finden wir jetzt zum ersten Male eigne Stunden für Geschichte, Geographie und deutsche Poetik angesetzt, worin bis dahin hier wie anderswo nur Privatunterricht erteilt wurde. Universalgeschichte und Chronologie wurden in wöchentlich zwei, deutsche Poetik in einer Stunde vorgetragen, politische und mathematische Geographie in den beiden obersten Classen einstündig behandelt.

Wie viel Anstoß und Misstimmung auch seine Neuerungen im Lectionsplan, die ungewohnte Controle des Schulbesuchs und die strenge Zucht bei seinem geistlichen Patrone und der Bürgerschaft erregen mochten, sie waren von den segensreichsten Folgen: die Zahl der Schüler nahm rasch zu, besonders aus Ditmarsen zog des Rectors Ruf manchen strebsamen Jüngling herbei. Als er um Michaelis 1668 sein erstes Programm schrieb, konnte er mit Genugtuung auf das verfloßene Jahr hinblicken. Doch will er nicht öffentlich von seinen Erfolgen mit Ruhmredigkeit sprechen, sondern, um jeden Schein der Trägheit zu meiden, der Schulgemeinde einen Einblick in die neuorganisierte Anstalt gewähren. Rachel ist der erste Rector der Domschule, welcher mit dem öffentlichen Examen einen sogenannten Redeactus verbunden hat. Zwei seiner Primaner, die Ditmarsen Thomas Junge und Martin Fischer, sollten sich des Morgens in aller Frühe um sieben Uhr in lateinischen Wechselreden versuchen und vor dem gelehrten Schleswiger Publikum selbst durch ihre Fehler ein Zeugnis für ihre guten Fortschritte ablegen. Die ironische Art und Weise, womit er die vielen Gelehrten der Stadt einladet und ihr besonderes Interesse an der Schule hervorhebt, läßt auf keine bedeutende Teilnahme, eher auf Feindseligkeit schließen, mit welcher die Gelehrten am Dom seinem Streben begegneten. Schärfer traf der Hieb, den er in den Eingangsworten seines Programms der Bürgerschaft versetzte, welche damals wegen ihrer Vergnügungssucht übel verrufen war. Gaukler und Comoedianten bewohnten förmlich das Rathaus und hatten großen Zulauf. Das Treiben war so arg geworden, daß die herzogliche Regierung dem Bürgermeister und Rat die fernere Verwendung des Rathauses zu solchen Zwecken auf das strengste untersagte. Die Bürger fühlten sich durch das herzogliche Mandat tief verletzt und waren fast aufrührerisch gesinnt. Wenn jetzt Rachel ihnen ironisch zuruft, sie sollten nicht erwarten, daß bei ihm sich neue Schmarotzer und Gaukler producieren und africanische Mäuse zeigen würden, und sie bittet als Zeugen von so großem Gewichte durch ihre Anwesenheit seiner Schule eine besondere Ehre zu erweisen, so mochten

sich manche getroffen und sehr unangenehm an das eben vorhergegangene Verbot erinnert fühlen. Es sind das Anzeichen und Vorboten für neue Kämpfe mit Dom und Bürgerschaft, welche ihm das letzte viertel Jahr seines Lebens verbittern sollten. Bisher hatte er allen Anfeindungen ruhig Trotz bieten können, weil er in Kielmann einen tätigen Förderer seiner Pläne gefunden hatte. Dieser schien mit seiner Amtsführung und den Leistungen seiner Schule „höchlich“ zufrieden und forderte ihn wiederholt auf, seine dichterische Tätigkeit, welche in Schleswig fast vollständig geruht hatte, mit neuen Kräften wieder aufzunehmen. Mit einer Güte, die alles Erwarten Rachels übertraf, erbot er sich seine lateinischen Epigramme, welche der Nordener Buchhändler einst zurückgewiesen hatte, auf eigne Kosten in Kiel drucken zu lassen. Doch je höher er in der Achtung bei seinen gelehrten Freunden am herzoglichen Hofe stieg, desto feindseliger und gereizter wurde die Stimmung seines Inspectors und der Bürgerschaft. Alle vereinigten sich „den Brillenpauker, der seine Schüler mit griechisch und latein zu Tode plage“ zu verderben. Die Partei der Winkelschullehrer, welche sich durch ihn in ihrem Einkommen geschädigt sahen, suchten die durch das strenge Eintreiben des Schul- und Holzgeldes hervorgerufene Erbitterung der Bürger in ihrem eignen Interesse zu erhöhen. Der Inspector scholae und Domprobst Martini war entschlossen, die Eigenmächtigkeiten, welche Rachel sich nach seiner Meinung bei der Entwerfung des Schulplans herausgenommen hatte, nicht länger zu dulden und jedes Mittel anzuwenden, ihn, wie er sich ausdrückte, unter die Füße oder aus der Stadt zu bringen. Wie der Mann beschaffen war, mit dem Rachel zu kämpfen hatte, sieht man am besten aus den Worten eines seiner Nachfolger im Amte, welcher im Hinblick auf den Inspector Martini folgende Worte in seine Handbibel schrieb: „Gott sei Lob, Ehre und Preis, daß er so gnädig auf meine Trübsal geblickt, mich endlich von den Parteien, dem Neide und Haß, der Dummheit und Undankbarkeit der abscheulichen Menschen erlöst und aus dem Wirrsal eines stürmischen Schullebens in mein stilles und ruhiges Pastorat gebracht hat“. Nachdem

beide Parteien mit Rücksicht auf Rachels Ansehen am herzoglichen Hofe lange nur im Geheimen gegen die öffentliche Schule gewühlt hatten, trat endlich am Schluß des Semesters offen der Bruch ein. Rachel sprach in seinem Osterprogramm mit strengen Worten seinen festen Entschluß aus, trotz aller Verfolgungen und Verläumdungen sein angefangenes Werk weiter zu führen, keine Winkelschulen zu dulden, Schul- und Holzgeld von jedem Schüler ohne Ausnahme zu fordern, und dem Dom gegenüber die Selbständigkeit seiner Schule mit allen Kräften zu wahren. Als er nach der Sitte der Zeit das Programm an die Thür der Domkirche heften ließ, wurde es auf Befehl des Domprobsten wieder abgerißen. Rachel ließ es zum zweiten mal anschlagen und bald sah er die Stücke wieder über den Kirchhof wehen. Kaum hatte er am andern Tage das öffentliche Examen begonnen, als plötzlich ein tobender und lärmender Menschenhaufe in das Zimmer drang und in kurzer Zeit seine ganze Schule auseinanderprengte. Während um das Schulgebäude ein förmlicher Aufruhr tobte, gewann Rachel mit seinen Collegen kaum Zeit, unbehelligt sein nahegelegenes Wohnhaus zu erreichen.

Seitdem hat er das Schulhaus nicht wieder betreten und seine Schüler, die ihm ans Herz gewachsen waren, nicht wieder gesehen. Er war mit der Hoffnung nach Schleswig gekommen, das Schulwesen der Herzogtümer im Bunde mit seinem Bruder zu reformieren: während dieser bald bei dem heftigen Widerstand, welchen er bei einem seiner Collegen fand, mit Schmerzen auf jede weitere Durchführung seiner Pläne verzichtete, fiel Joachim Rachel in Schleswig seinen Neuerungen zum Opfer. Wenn er in jenen trüben Tagen die Summe seines Lebens gezogen hat, mögen ihm oft die Worte vorgeschwebt haben, womit er seine Satire „Freundt“ geschlossen hatte.

*„O alte Redlichkeit! du Feindin aller Sünden
und Heuchelmummerei, wo soll man dich itzt finden?
Das Gauckelspiel der Welt ist nichts als lauter List,
die so voll Schand und Greul als schön von außen ist.“*

*Wol dem, der von der Welt und ihren falschen Tücken
sich bald entreißen kan und sich zur Tugend schicken!
denn wer zum guten kehrt und von dem bösen läßt,
der ist ein ander Mensch und sündlich nicht gewest.“*

Der Gram über seine verfehlten Hoffnungen warf ihn auf das Krankenlager und schon am 3. Mai 1669 wurde er den Seinigen und der Schule durch einen allzufrühen Tod entrißen. Seine Collegen und Schüler sangen ihn nach der Sitte der Zeit zu Grabe und feierten sein Andenken durch lateinische Trauergesänge. Mit ihm war auch auf lange Zeit die Blüte der Domschule zu Grabe getragen. Die alten Uebelstände hielten, kaum gehoben, von neuem ihren Einzug, die Winkelschulen nahmen Ueberhand, und die folgenden Rectoren finden die Domschule fast leer an Schülern. Sie kämpfen vergeblich gegen die Autorität des Domes und unter lebhaften Klagen, daß alles zu „Maculatur“ geworden sei, erinnern sie wiederholt an die erfolglosen Bestrebungen und an den traurigen Tod „ihres überaus gelehrten Vorgängers Joachim Rachel“.

Wie seine Schulbücher sein Andenken in den gelehrten Schulen erhielten, so zeigen die vielen Auflagen, welche seine Satiren erlebten, und eine Reihe gefälschter Gedichte, die, wie es scheint, schon bei seinen Lebzeiten unter seinem Namen verbreitet wurden, wie viel sie gelesen und wie hoch sie von seinen Zeitgenossen und der nächsten Nachwelt geschätzt wurden. Man sah in seinen zahmen Sittenschilderungen juvenalische Satire, man nannte ihn den londinischen deutschen Juvenal, den neuen Opitz Deutschlands, man pries ihn als den Liebling der Musen, vor dessen Namen Flemings und Ristens Ruhm verbliche, und prophezeite ihm ewigen, unvergänglichen Nachruhm. Wenn selbst kühlere Beurteiler, wie Morhof, „ganz Deutschland ihm billig verpflichtet“ halten, so verschwanden einzelne tadelnde Stimmen, die in seinen Gedichten den Schmuck der Rede vermisten und sie nicht als vollkommen anerkennen wollten, leicht in dem allgemeinen überschwenglichen Beifall. Und doch erscheint er uns, wenn wir die Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts überblicken

und die Erfolge seiner Bestrebungen nach dem heutigen Maßstabe meßen, nur als ein unscheinbares Glied in der langen Reihe der Männer, welche in den Bahnen, die Opitz einst eingeschlagen hatte, fast ohne jegliche Selbständigkeit fortschritten.

Wenn nun auch Rachel den Anforderungen, welche Opitz an die poetische Rede stellte, daß sie grammatisch richtig, bestimmt, deutlich, wollautend und zierlich sein müsse, in seinen Gedichten zu entsprechen suchte, so war er sich doch wol bewusst, daß er seiner in Ditmarsen unter einem niedersächsischen Volke verlebten Jugend gemäß und lange Zeit von Laurembergischen Ideen erfüllt, sein niederdeutsches Wesen nicht vollständig verleugnet und grobe Provinzialismen, wie es Opitz doch forderte, nicht vermieden hätte. Seine Satiren wimmeln von niederdeutschen, hochdeutschen Lesern schwer verständlichen Ausdrücken und er bittet dienstfreundlich, man möge seine Ditmarsen als gute Kerle und redliche Landsleute doch passieren lassen. Mit seinem ganzen Denken und Fühlen hängt er an niederdeutschem Wesen; er ist trotz seiner hochdeutschen, gelehrten Bildung ein kühler, verständiger Ditmarsen geblieben. Ehren und Würden hat er nie gesucht; er war ein Feind aller jener Dichtercoterien, die nur mit Titeln und großen Briefen prangten und auch den armseligsten Dichterlingen, wenn sie auch nur Reime, wie:

„die Leber ist vom Huhn und nicht von einer Katzen“

herschwatzen könnten, den Lorberkranz zu Füßen legen. Er hat sich nie beflissen einen Kranz durch eines Phalzers Gunst zu tragen und ist nie Mitglied eines jener vielen Dichterorden geworden. Wenn er, wie Moller berichtet, seinem Landsmann, dem Freund seines verstorbenen Vaters, dem hochberühmten Rist den ihm wegen seiner lateinischen Poesien überreichten Lorberkranz zu dessen großer Ueerraschung zurücksandte, so steht er in dieser seiner stolzen Bescheidenheit in jenen Zeiten fast einzig da. Wol rühmt er sich der Freundschaft der Großen und Mächtigen, aber ihre Gunst hat seine Muse nicht zu höfischen Diensten herab-

gewürdigt. Voll dankbarer Gesinnung gegen seine Woltäter hat er doch ihnen gegenüber die Selbständigkeit seines Urteils stets zu wahren gewust. In den politischen Wirren zwischen dem dänischen und gottorpischen Hofe hat er als herzoglicher Beamter nie seine Vorliebe für „den großen Fürsten und König Friedrich III., als dessen Bürger er geboren war“, verleugnen wollen. Bei allem Tadel der höfischen Heuchelei ist er ein loyaler, wolgesinnter Mann. Während das Wol und Wehe des Volkes ihn tief berührt, erscheint ihm doch alle Beteiligung am politischen Leben vom Uebel. Der Schule, der Wissenschaft, einer würdigen Muse ist sein ganzes Leben gewidmet. Mit bald heiteren bald ernsten Mienen schaut uns der verständige, redliche Rachel an und gewährt dem geistigen Auge das woltuende Bild eines gelehrten Schulmannes und Dichters des siebzehnten Jahrhunderts.

A n h a n g.

I. Das niederdeutsche Lied Rachels.

Die Handschrift der ditmarsischen Chronik des Hans Detleff tho Windberge, deren Mitteilung ich der Güte des Herrn Conferenzzrat Professor Dr. Ratjen in Kiel verdanke, enthält auf den letzten Seiten (p. 391—394) ein später eingetragenes Gedicht, dessen Titel so lautet:

„Joachim Rachels, ehemaligen Rectors zu Weslingburen Carmen, worin der alten Dithmarschen proverbialia und ritus gar ordentlich werden angeführt.“

Dasselbe Gedicht findet sich mit mancherlei Abweichungen, wie es scheint, zum ersten male gedruckt in der ditmarsischen Landesbeschreibung Anton Viethens aus Heide (Hamburg 1733) unter dem Titel: Ditmarsche Freye, propria ejus gentis dialecto ex manuscriptis Joachimi Rachelii.

Darnach hat Peter Mohr in seiner Schrift: „Zur Verfaßung Ditmarschens, Altona 1820“, einen neuen sehr incorrecten Abdruck besorgt unter der Ueberschrift: „Der Ditmarscher Freye Eigenthümlichkeit u. s. w.“

Wenn in der Handschrift eine Verwechselung des Rectors zu Heide mit dem Pastor zu Weslingburen, dem Oheim desselben (nicht Vetter, wie Lappenberg meint) auffallend scheint, so kehrt dieselbe allzu häufig wieder, als daß deswegen die Autorschaft unseres Dichters bestritten werden könnte. So nennt z. B. der Verfaßer des Nekrologs unsern Dichter stehend Pastor in Weslingburen und läßt ihn auch daselbst sterben. Unter dem weit verzweigten Geschlechte der Rachel hatten mehrere den Vornamen Joachim, so daß eine Verwechselung nur zu leicht möglich war. J. Melch. Krafft hielt deswegen für nötig „seinem 200jährigen Jubelgedächtniß Hamburg 1723“ eine vollständige genealogische Tabelle der Familie beizufügen, welcher folgender Auszug entnommen ist:

Nicolaus Rachel, Senator in Malchow.
Anna, geb. Banniers.

M. Mauritius,
 Senior minist.
 zu Güstrow.

Joachim,
 Senator in Malchow.
Magareta Bambam.

M. Joachim,
 Rector zu
 Husum und
 Pastor in
 Meldorf.

unter 5 Söhnen und 1 Tochter:

1. Mauritius , geb. 13. Jan. 1594, † 1637, Pastor zu Lunden.	2. Joachim , Pastor zu Wesselburen.	3. Samuel , Pastor zu St. Annen.	4. Franziscus , Pastor zu Tellingsted.
--	--	---	---

Magareta Tetens,
 (aus Husum, aus
 dem berühmten
 Geschlechte der
 Cordes) † 1667.

1. Samuel , Pastor zu St. Annen.	2. Joachim , Organist zu Corsoe.
---	---

Von 7 Kindern

Samuel,
 geb. 6. April 1628,
 † 13. Decbr. 1691.

Joachim,
 geb. 28. Febr. 1618.
 † 3. Mai 1669.

Dorothea Twachtmanns
 (eine Familie gleichen
 Namens lebt noch jetzt
 in der Umgegend von
 Lunden).

1. **Mauritius**, geb. zu Heide am 20. Febr. 1656, Pastor zu Tetenbüll u. Tönning.
2. **Dietrich**, geb. zu Heide am 11. Oct. 1657.
3. **Joachim**, geb. zu Heide am 1. März 1660; starb als Legationssecretair zu Paris.
4. **Samuel Christian**, geb. zu Norden 1662, † 1664.
5. **Theodor**, geb. zu Norden am 28. Septbr. 1664, Diacon zu Neuenkirchen und Heide.
6. **Magareta Elisabeth**, geb. zu Norden am 28. März 1667.
7. **Anna Magdalena**, nach dem Tode des Vaters in Schleswig am 10. Novbr. 1669 geboren.

Wie wenig übrigens Schroeders Meinung (p. XXVII) begründet ist, daß das Gedicht noch dem sechzehnten Jahrhundert angehöre, wird aus Folgendem hinlänglich hervorgehen.

Die Zeilen: „*van de acht un veertich heeren
de Ditmarschen to regeeren
plegten, eer't de fient gewann*“

weisen klar auf die Zeit nach 1559. Vergleicht man aber die Worte:

„*lat uns in der dörnse gan*“

mit den Worten des Neocorus: *ungefähr vor twintich Jahren* (circa 1600) *sin baben* (über) *veer efte vif Dörnschen und noch weinigen köken unde schorstene im ganzen Karspel Büsom nicht gefunden* u. s. w., so wird klar, daß ein Gedicht, in welchem die Dörnse, d. h. Wohnstube, heizbares Gemach, als etwas ganz gewöhnliches erwähnt wird, ziemlich nach 1600 fallen muß. Noch weiter führt uns die Stelle:

„*up en spilken in de karten*“.

Das Kartenspiel, welches im Gedichte als allgemein verbreitet angenommen wird, kam erst gegen Ende des dreißigjährigen Krieges in den Herzogtümern in Aufnahme. So kämen wir ganz natürlich auf die Zeit, während welcher Rachel in Heide Rector war. Außerdem zeigt ein Vergleich des Gedichtes mit seinen hochdeutschen Satiren manche Ähnlichkeiten. Man vergleiche nur:

Freundt v. 104: *Biß daß der liebe Trunck das Hertz bracht in
den Mund.*

mit v. 156: *Wenn de moet begunt to stigen und dat hart im munde sit.*

Freundt v. 557: *Nein Käthe, nicht also, sei nicht so gar verbolgen!
Auf solche Worte pflegt auch solcher Lohn zu folgen.*

mit v. 49: *Dat was recht, min goede Harke,
solk lohn hört up solke warke.*

Kinderzucht v. 25: *Das Böcklein folgt dem Rammen
und der Apfel fällt nicht weit gemeinlich von dem Stammen.*

mit v. 25: *Schapken schlachten na de rammen
un de twige na dem stammen.*

Zur näheren Erläuterung des „Gripert“ oder Prachervogtes, dessen Bild dem Dichter von seinen Jugendjahren her durch sein späteres Leben begleitet zu haben scheint, können einzelne Stellen in seinen Satiren und ein Erlebnis in Norden dienen, welches hier beiläufig erwähnt werden möge. Der Nordener Prachervogt, mit seinem Spottnamen „Hanß von Bullern“ genannt, hatte durch sein wunderliches Wesen dem Dichter manche vergnügte Stunde bereitet. Als die Pest auch ihn hinraffte, widmete Rachel ihm als Zeichen seiner Verehrung einen dreisprachigen Nachruf.

Der deutsche lautet so:

*Freut Euch, Kinder! spielt frey,
zarte Mägdlein, kleine Knaben!
Macht ein fröhliches Geschrei,
Hanß von Bullern wird begraben.*

*Hin ist alle Furcht und Noth:
Der so oft hat Euch erschreckt,
den hat nun der schwartze Tod,
selber in den Sack gesteckt.*

Man darf annehmen, daß Rachel zu seinem Gedichte einzelne ältere Volkslieder benutzt hat. Der Strophenbau ist ähnlich dem eines älteren Liedes, von dem uns nur Bruchstücke erhalten sind (cf. Neocorus 2, p. 522). Die Sprache ist altertümlich. Wortformen, wie *me*, *man*, kommen nicht bei Neocorus vor, sondern gehören ältern Liedern an. „*Mar*“ (gleich dem friesischen und holländischen *maer*), welches in der Handschrift mit *man* abwechselt, findet sich ebenso wenig beim Neocorus, wie „*was*“ und *nit*. Lauremberg hat häufig „*man*“ und stehend „*was*“; Neocorus und „*Reineke Vos*“ für *man* stets *men*. Altertümliche Ausdrücke und einzelne Anklänge an andere Lieder sind in den Anmerkungen zu dem Gedichte verzeichnet und erklärt. Im Einzelnen findet sich manche Uebereinstimmung mit einem von Lappenberg in der Ausgabe der laurembergischen Scherzgedichte mit aufgeführten niederdeutschen Hochzeitsgedicht, dessen Ueberschrift lautet:

Schäftige Martha

dat is, eentfoldige beschriving, wo it mit dem honigsöten frien vör un bi der köst togeit, dorch Jeckel van Achtern, herr up Lik (vor 1657).

Ausdrücke wie *craien* (= nötigen), *de negsten vam geschlecht*, oder *van dat bloot*, *summern* (= so mir) u. s. w. weisen entschieden auf einen ditmarsischen Verfaßer hin.

Die Stelle: *Ei, langet doch daran!*

ei, gripet to! ei nu, ei etet doch hiervan!

ei dorch Got, langet to! eet so veel as gi können!

Gelövet mi, süm Got, it is juw vul wol gönnet

enthält Redensarten, wie sie in ditmarsischen Volksliedern oft wiederkehren.

V. 152 unseres Liedes:

ei, dorch Gott, neemt van den schinken!

dar lüst juw eens up to drinken,

neemt, it is juw vul wol gönnt.

Wenn auch Lappenberg das Anagramm nicht ganz richtig (Herr Peter Rachel, nu in Kil) gedeutet haben sollte, so ist doch sicher der Name Rachel darin verborgen. Nimmt man an (mit Lappenberg), daß unser Dichter der Verfaßer wäre, so müste er das Lied während seines kurzen Aufenthaltes in Kiel, wo er von Laurembergs Ideen noch ganz erfüllt war, gedichtet haben.

Der unten gegebene Text der „ditmarsischen Freye“ schließt sich der Handschrift an; einige Stellen sind durch Conjectur verbeßert und überall die Ungleichheiten in der Orthographie beseitigt, z. B. ist für *em*, *ehm*, für *eenen*, *ehnen*, *enen*, für *ist*, *is*, *iß*, für *unn*, *un*, *und*, für

mee, me, med, für tiedt, tidt, tied, für sin, syn, sien, für as, aß, alß consequent em, eenen, is, un, me, tit, sin, as geschrieben, im Auslaute die Tenuis und im Inlaute die media der T-laute gebraucht und y und th entfernt.

Die Relation bei Viethen zeichnet sich durch eine Menge abweichender Lesarten aus, die in den Anmerkungen berührt sind; nur an wenigen Stellen hat sie eine bessere Lesart bewahrt. Die Handschrift enthält eine Strophe, die sich bei Viethen nicht findet; dagegen fehlen in der Handschrift vier Strophen der Viethenschen Relation. Eine genaue Betrachtung derselben wird zeigen, daß alle später vom Volke hinzugedichtet sein müssen.

Nach der 21sten Strophe folgt:

Hulckens Frenz will gern van nien
echters nissen na di frien;
mar worto is Frenzken nütt?
Marten schall — dat will ik weten —
em wol övern kop hen spreten
solken hülken schittebütt!

*Hilck i. e. Slein.
Eckes Nissen i. e.
noch einmahl Dith-
marsz enim vaeprins
ambrosient, et post
aliquot repidia tan-
dem concutire.*

Nach Strophe 28:

Wibke sprach ok dinetwegen
gestern um de kloke negen:
„Leve nechste! eert juw kind!
lat juw länger nicht verstören!
bringt juw dochter in de hören,
wil juw noch im levent sind.

Dahler

Un de wahrheit hier to melden
weet juw wol, dat Hebke seldom
dicht kann holden. is't nicht slim?
kregt dat Marten recht to weten,
do het dar en uhle seten:
he geit fleuten! dats vor jüm!

*nechste / so hefta rü die
Kwanten i. Bistfunde*

Dann am Schluß des Liedes steht noch:

Wiltu fru im huse wesen,
hei! so wenn em van de nesen!
weer he noch so hart un stif,
lat em nicht de weel erst krigen!
schust du em een wort verswigen,
so weerst du keen erlich wif.

*du Hille Ziegen i. e.
vire, supere.*

Der Gedankenzusammenhang und die verschiedene Sprache in den vier Strophen (z. B. die Anrede juw statt du) ergeben, daß sie dem Gedichte ursprünglich nicht angehört haben können.

Außerdem habe ich noch die Form des Liedes mitgeteilt, welche es im Volksmunde im östlichen Holstein angenommen hat, wo es schon seit Jahr und Tag gesungen zu sein scheint. Bärman gibt (in seinem „Höög un Häwel-Book“, Hamburg 1827) eine ähnliche, wol auch aus dem Volksmunde geschöpfte, Relation unter dem Titel:

De belaahte Romanz
van Trynanndoortjen Roos in veer Afdeelungen.

As Trynanndoortjen Roos achtein jahr old was un den deftigen bueren Marten Reimers frien schull, snak er moder, de all mennich dach mitlopen was, so to er:

Joachim Rachels, ehemaligen Rectors zu Weslingburen Carmen, worin der alten Dithmarschen proverbia und ritus gar ordentlich werden angeführt.

I.

*Nu, min dochter, segg van harten,
wat diinkt Di bi Reimers Marten?
is it nicht een karschen knecht?
lank van leden, rik van goede
un vam allerbesten bloede,
weer he Di nicht even recht?*

II.

*Jarrens Dulffs, sin oldervader
was een deftich landberader,
ja! he was een weldich mann
van de acht un veertich heeren,
de Ditmarschen to regeeren
plegten, eer't de fient gewann.*

III.

*In de groten landesfeide
schloech he up der grönen heide
mangen schoenen Holsten doet:
he schloech lustich up de deusen
dat se pepen un mit steusen
musten laten haer un bloet.*

I, v. 3. Karsch = frisch, stark; dän.: karsk. v. 4. Leden = Glieder. Schütze im Idioticon liest: good van rode. II, v. 2. deftich = tüchtig, treflich. v. 3. weldich = gewaltig, mächtig, von waldt = Gewalt, Obrigkeit. III, v. 4. 5. Deusen — steusen Vieth. dähnen — stehnen Handschrift; deusen wird Dänen und Teufel erklärt; engl.: deusen. Ein ditmarsisches Volkslied beginnt: „stuf vör Meldorp schloegen wi de deusen.“

IV.

*As de havik vör de küken
gung de groete garde striken,
kam der Jarrens Dulffs in't felt:
Alle fiende musten springen,
alle fründe musten singen:
„dat 's een kerel! dat 's een helt!“*

V.

*Schapken schlachten na de rammen
un de twige na dem stammen:
Marten is ok goeder haer;
Marten schall sik nicht verkrupen,
de mit em up't best will supen,
de neem em de füste waer.*

VI.

*Karsten Palk leet sik gelüsten
em to kamen in sin füsten:
man dar was neen vordeel bi.
Karsten mochte stan und trampen
un mit beeden föten stampen:
„Schit, see Marten, dat 's vör di!“*

VII.

*Marten gung man ut der katen,
wull mit gunst wat lopen laten
dar bisüden bi de boes.
he sprak to de andern heeren:
„leven fründe, stat mit eeren!“
darna schloech de Karsten loes.*

VIII.

*Man he kreech sin deel ok wedder,
Marten greep em up sin ledder,
neem darna dat knif herut.*

IV, v. 3. kam der: kammer H. V. v. 6. kerl H. V. kerel Rachel in den Satiren und Lauremberg. V, v. 1. na de rammen; in den rammen H. na de lammen V. ram = Bock. v. 3. goeder haer. cf. duller haer = sehr böse. haerig = streitsüchtig. VI, v. 4. mogte V., muste H. VII, v. 2. sin water laten V. v. 3. westert achter unse boos V. boes = Viehstall, bes. Kuhstall; angls.: böse; nordf.: bosem. VIII, v. 3. neem: unn H. V. knif = Messer; engl.: knife.

he hat em dat levent namen,
was dar nemant twischen kamen:
Karsten kreech en blaue snut.

IX.

Dat was recht, min goede Harke,
solk lohn hört up solke warke!
Sü! ik bin ie mar een wif,
mar schall ik mi brüen letten,
dar will ik entgegen setten,
hut un haer un't heele lif.

X.

Ister ichtes wat to braden,
Marten wert dar^{me} geladen; mit
Marten achter, Marten vör.
Wenn se na dem ringe riden,
edder um den Rolant striden,
he geit mit de biite dör.

XI.

Twemaal is he konink heten,
do se na den schiven schöten,
dar he eenen leepel wunn.
Twemaal heft he in der reegen
den faslarents haen gekreegen
un darto de tinnen kann.

Faslarents, Haren/aiten Fastnacht
spiel da si eine lebendigen Haren
den Kopf abreißen

XII.

Wenn se vör dat karspel treden
un tosamen sik bereden,
Marten heft de grötste eer;

IX, v. 4. brüen oder brüden = vexieren, aufziehen. v. 6. hut en V. und H. V. für un't. X, v. 1. ister, ichtes = ist da etwa. v. 5. Rolant. Ueber dieses Reiterspiel, welches weder im Neocorus noch sonst in ditmarsischen Urkunden erwähnt wird, vergleiche Zöpfl, die Rolands-säule, Heidelberg 1861, und über die anderen Volksspiele Handelsmann, Volks- und Kinderspiele, Kiel 1862. XI, v. 1. konig H. v. 2. de Schiffe. H. v. 4. in der reegen H. = nach der Reihe, nicht etwa: im Reigenspiel. Viethen hat hier die schlechte Lesart: anderwegen. XII, v. 1. karspel V. Kirchspil H. Gemeint ist: die Kirchspielversammlung.

*he heft — schull Di 't nicht gefallen? —
 eenen ganzen kop vör allen,
 as wenn he de vaget weer.*

XIII.

*Lat de andern fri wat seggen,
 Marten weet it umbtoleggen,
 Marten is vörn düvel klok.
 All de buer de möt wol swigen
 un vör Martens mütz sik nigen
 edder vör sin sündagsbrok.*

XIV.

*Wenn he in der karken singet
 un mit siner stimme klinget,
 hei! wo röpt he över all!
 ja! so röpt he trotz den mester,
 trotz heern Peter un sin köster,
 dat em eener nadoen schall.*

XV.

*Un dat schastu ok wol weten,
 dat he klei het ünner'n föten,
 dat he Di neen pracher is.
 he het nümmer not van Gelde,
 geit mit seven mann to felde
 an sin deerens, dat's gewis.*

XVI.

*He het lammer, ploech und eggen,
 he het höner, de em leggen,*

XII, v. 4. he heft. Vieth liest: he hed — schull. Die Handsch. falsch: Harke schull. XIII, v. 4. All de buer H. all dat buerschap V. v. 6. sündagsbrok = Sonntagshose. braccæ. Angs. broc. Sehr häufig bei Lauremberg. XIV. Die ganze Strophe nur in der H. überliefert. v. 4. mester = Schulmeister, Herr Peter ist der Pastor und Köster Organist, Vorsänger, custos. XV. v. 2. klei = Marscherde; ndl. klei; angls.: clæg; engl.: clay. „Er ist ein wolhabender Mann.“ v. 3. pracher = bettler; engl.: prog. XVI, v. 1. Lammer H. forken V. Lammer nennt man noch jetzt in einzelnen Districten Holsteins und Hannovers den Hauptschwengel des Wagens, der auch immer dem Pfluge und der Egge vorgelegt wird. So weit ich sehe, findet sich das Wort noch in keinem niederdeutschen Lexicon, vielleicht ist es verwandt mit dem dänischen

*he het so veel quik un krup
as een husmann to mach föden,
un dar schastu Di vör höden,
nich een schillink schult darup.*

XVII.

*Wat schit ik up hunnert morgen,
wenn ik sit in schult un sorgen
un heb nicht een frien klut.*

*Wenn mi gripert na geit schliken,
dörf ut miner dör nicht kiken,
as nu manger schulen moet.*

XVIII.

*Da dörf Marten nicht vor schrömen,
em schall van dem düvel drömen,
keem he em tor havestee;
wo schall he dat fell em rüken
un den langen galgen striken,
dat he heid un weid vul dee.*

XIX.

*Schustu weten, wat vör linnen,
wat vör kopper, wat vör tinnen,
wat vör ingoet, dat he het:
Balljen, tönner, nie scheepels,
veer un twintich holten leepels,
borsten, kann un mangelbret.*

XX.

*Telsche Krei kann he wol wunnen,
mar so hat he'n daler funnen!*

„lemmer“ und dem angl. liman = jungere. Der gewöhnliche niederdeutsche Name ist: „Evenser, Emer“ = Ebener. v. 3. quik un krup „was lebt und webt“ auf der Hofstelle eines „Husmanns“, d. h. eines größeren Bauern. „Groß- und Kleinvieh“. cf. Müllenhof's Glossar zum Quickborn s. v. XVII, v. 1. up V. in H. v. 2. in V. up H. v. 4. gripert = Greifer, Bettelvoigt. v. 6. schulen = sich verbergen; ndl.: schuilen: altn.: skyla. XVIII, v. 1. schrömen = sich fürchten. v. 3. he em dat. H. rüken = schütteln, zausen. v. 6. Hey und wey, H. = Heide und Weide. XIX, v. 5. holten, H. V.; vielleicht richtiger: „sülvern“, wie es im Volksliede heißt. XX, v. 3. snatje tev = rotzige Hündin.

*solk een gröne, snatje tev!
is ja först van veertein jahren,
dar schall he ie wol me fahren,
nümmermehr, so lank ik lev!*

XXI.

*Se weet nicht een kohl to kaken
nicht een kunkelpip to maken,
nicht een fladen, nicht een ei:
Schöttel mit der tungen waschen
un ut beeden schrappen naschen,
dat's een doen vör Telsche Krei.*

XXII.

*Darum Harke, lat Di raden,
to Din vordeel, nicht to quaden,
kombt eens Marten wedder her,
so mustu den schalk wat deken,
dinen betern pels antreken
un em doen de grötste eer.*

XXIII.

*Eerst mustu Di flechten letten
un din ninen peel upsetten,
denn dorna tor dören stan;
seggen: „Marten, west willkamen!
ei, dorch Gott, lat uns tosamen,
lat uns in der dörnse gan!*

XX, v. 4. först = erst, fest H., fast V. XXI, v. 2. kunkelpiep to maken: Die Redensart ist in Ditmarsen und Eidersted zum Sprichwort geworden und darunter eine „umgedrehte Grützwurst“ zu verstehen, wie sie zur Herbstschlachtzeit viel gegeben werden. Tritonshörner werden auch so genannt. Kil. hat kunkerpiepe und erklärt konkelen = contorquere. v. 5. schrappen = Schrägtaschen, Taschen zum Umhängen; engl.: scrip. Nach dieser Strophe folgten bei Viethen und Mohr die schon oben berührten Verse: Hulckens Frenz wull gern van nien u. s. w. XXII, v. 2. quaden „zum Schlimmen“; engl.: quad. Ebenso brauchen das Wort Lauremb. u. R. V. — Viethen liest hier: Schaden. v. 3. eens, die Handschrift hat: unns. v. 5. pels, ebenso Lauremb. = Uebergewand. XXIII. v. 1. flechten. Die ditmarsischen Mädchen trugen die Haare hinten in ein oder zwei Flechten, die mit wollenen Bändern und Schnüren kunstvoll durchzogen waren. v. 2. peel = Haarband, ein Hauptschmuck der Mädchen, aus vergoldetem Leder, worauf vergoldete Pfennige u. s. w. genäht waren. v. 5. dorch Gott = um Gottes willen, wie bei Lauremb. und im R. V. v. 6. dörnse = Wohnstube, heizbares Gemach; niedl.: dornse; mittelh.: durnitze.

XXIV.

*Ei, kambt an, min goede Marten,
up een spilken in de karten
um een söslink int gelach,
edder ok na juw bediinken
um een krosken uttodrinken,
is it doch nu hilge dach.“*

XXV.

*Dann dorna lat mi man snaken,
ik will Di wol wider baken!
O! dat is min eerste nit.
Eer he't waer wart, will'k em krigen,
wenn de moet begunt to stigen
un dat hart im munde sit.*

XXVI.

*Wenn dar is to diske dragen,
so mustu em flitich kragen:
„Ei nu, Marten, goede frünt,
ei, dorch Gott, neemt van den schinken!
dar lüst juw eens up to drinken.
neemt! it is juw vul wol gönnt.“*

XXVII.

*Kombt he up Geert Lümmels köste,
dat he Di eens gröten müste
mit een krosken edder kann,
so sprik: „ik heb wol vernamen!
juw drunk is mi sehr willkamen!
Marten, stöt juw nawer an!“*

XXVIII.

*Wo lank wiltu noch so leven
un de schüfel alltit geven?*

XXIV, v. 5. krosken = Bierkanne mit einem Klappdeckel, gewöhnlich von Zinn; niedl.: kroes; engl.: cruse. XXVI. v. 2. kragen = nötigen; niedl.: krawin; engl.: crave. XXVII, v. 3. er mit de kann V. XXVIII, v. 2. schüfel = Schaufel, d. h. einem Bewerber einen Korb, abschlägige Antwort geben.

*entlik mustu doch darbi!
Dörtich jahr sünt all verflaten,
dat ik Di heb kersten laten,
weer it nicht eens tit mit Di?*

XXIX.

*Ok heb ik van dinen saken
all mit Hebke Fei gespraken:
eer düinkt, dat wol wesen mach.
Hebke Fei holt veel van Marten:
darum rad ik Di van harten:
set em neenen langen dach!*

XXX.

*'K weet neen beter tit to ramen:
umb den Silmaent lat em kamen,
dat's noch seven weken lank;
länger deent it nicht to töven,
eer he mocht uns noch bedröven
un gan eenen andern gank.*

XXXI.

*Man dat segg ik Di to vören:
lat neen jawort van Di hören,
eer Du Dinen Markbref hest.
dar kannt Du den schalk me dwingen,
dat he nicht moet höher springen,
as Du em den tögel lest.*

XXVIII, v. 5. kersten = zu Christen machen = taufen; engl.: christen; vergleiche die Inschrift des Taufbeckens im Schleswiger Dom (1480): „An mi schall man kinner kersten“. Nach Strophe XXVIII folgen bei Vieth noch zwei andere, cf. oben: „Wibke sprach ok dinetwegen“ u. s. w. und „Un de Wahrheit hier to melden“ u. s. w. XXIX, v. 6. langen dach = keinen langen Termin. XXX, v. 2. Die Zeit, wo der Freier sich endgültigen Bescheid holen soll, wird hier „Silmaent“ genannt. In Ditmarsen versteht man noch jetzt den September darunter. Grimm, Geschichte der deutsch. Spr., p. 88 identificiert ihn mit dem angl. Solmonad = Februar und will es von „syllan“ = „opfern, reinigen“ ableiten. XXXI, v. 3. Markbref = eine Eheverschiebung, die der Bräutigam seiner Braut in Betreff ihres mitgebrachten Brautschatzes gibt.

XXXII.

*Harke see: de goede Marten,
de liggt mi so deep in harten,
dat ik alltit süchten moet.
wor ik bin, dat geit he schnüffeln,
wat schall ik em länger schüfeln?
— Neen — ik — summe Got — ik doet!*

Das Volkslied.

I.

*Nu min dochter, segg van harten,
wat dünt Di bi Reimers Marten?
is he nicht een fixen knecht?
is he nicht een düchtgen staken,
slank von lif un stuer von knaken?
is he Di nicht vullup recht?*

II.

*Detlef Dülffs, sin oldervader,
weer een düchtgen landberader,
weer en vagt as nüms noch was;
he had wör för all din fragen
un wohen he ok dee slagen,
wüss sin dach keen krut un gras.*

III.

*Schapken slächten na de rammen,
un de twige na dem stammen;
Marten is ok goeder haer.
letst, in kroeg wert, as Hans Metten,
unsem fründ wul eens versetten,
würd dat klaer un apenbaer.*

IV.

*Wo güng Marten em to ledder!
Duppelt kreech de Hans dat wedder.
Marten reet dat knif herut!
weer dar nüms dartwischen kamen
har he em dat leven namen:
so kreech Hans man'n blaue snut.*

XXXII, v. 1. soerke Marten. V. v. 2. so schwar. V. v. 4. süchten = seufzen. Neoc. suchten; engl.: sigh; Lauremb.: süchten. v. 4. schnüffeln, sonst von Hunden = „Spur suchen“. v. 6. neen H., ja V. summe Gott = so mir Gott.

V.

*Dat weer recht, min goede deeren,
nicks, nee nicks moet Di verfeeren!
Sü, ik bün Di man een wif;
awerst kömmt mi so'n Hans Metten,
dee ik drist dargegen setten
hut un haer un't heele lif.*

VI.

*Smort se enerweg 'nen braden,
Marten ward tom frittup laden,
Marten achter, Marten vör!
Wenn se na den rink doet riden,
un na'n krans se lopt von widen,
mit den winst geit Marten dör.*

VII.

*Tweemaal het bi'n schivenscheten
Reimers Marten könig heten,
har de eer un winst darvan.
Ok von fastelavents wegen,
het he tweemaal 'n haen all kreegcn,
un darto een tinnen kann.*

VIII.

*Wat de annern ok möcht seggen,
Marten weet dat uttoleggen,
Marten is vörn düwel klok!
All dat buerschap möt wol swigen
un vör Martens mütz sik nigen
un vör sinem sündagsrok.*

IX.

*Ok, Anndorten, schastu weten,
dat he klei het ünner'n föten,
un een braden to de sup;
he het forken, ploech und eggen,
he het höner, de em leggen
un keen'n schillink schult darup.*

X.

*Schust man seen, wat he vör linnen,
wat vör kopper, wat vör tinnen,
wat vör rikdom he Di het:
Baljen, tönnen, bütten, scheepels,
veer un twintich sülwern leepels,
börsten, kann un mangelbret.*

XI.

*Stingeesch Krei möcht em wol winnen,
möcht so'n golden ei wol finnen,
Geesch, de gröne, dwatsche tev!
Geesch, dat gör von veertein jahren,
schull to kark mit Marten fahren?
All sin dach nicht, as ik lev!*

XII.

*Weet se doch knap kohl to kaken,
weet keen kunkelpip to maken,
saat nicht hart, nicht week er ei!
Schötteln mit de tung to waschen
un ut beeden taschen naschen:
anners nicks kann Stingeesch Krei.*

XIII.

*Trinanndorten, lat Di raden!
sü, ik rad Di nicht tom schaden:
süst Du an dem dik em stan,
lach em an un segg: I, Marten,
west willkamen uns von harten!
lat uns na de döns rin gan!*

XIV.

*Binnen lat Du mi man snaken,
ik will 't denn wol wider baken:
so wat is jüst, wat mi glükt.
Eer he't wis wart, will'k em krigen,
wenn de moet beginnt to stigen,
un em't hart in'n hals eerst stikt!*

II. Rachels Schriften.

1. Centuria epigrammatum, Phil. Crusio, judicii regii castrensis in urbe Revaliensi vice-praesidi ac Bernh. Rosenbachio, syndico Revaliensi inscripta. s. a. erschienen während seines Aufenthaltes in Livland zwischen 1643 und 1648.

2. Epigrammata evangelica latino - germanica in Periochas dierum Dominicorum et festorum Evangelicas 1648. Dann während seines Rectorats in Heide (1654) und zum dritten mal gedruckt 1668 in 12., ohne Ortsbestimmung. Rachel brauchte sie selbst in Heide, Norden und Schleswig.

3. C. anno 1659 erschien die erste Satire, in der ursprünglichen Form eines Hochzeitsgedichtes und lag seinen Kopenhagener Freunden vor.

4. Joachimi Rachelii, Londinensis, teutsche satirische Gedichte. Frankfurt bey Vogel 1664. 8. (1—6): Auf Paul Tschernings Kosten gedruckt und ihm gewidmet, mit den Zuschriften von Thomas Bartholinus, Christian Ostefeld, Vitus Biering, A. Tr. Werner, Andreas Bording und M. Johannsen. Der Druck ist sehr fehlerhaft: Sein Bruder Samuel schreibt ihm von Helmsted aus im Mai 1664. *Satyras Tuas vidi et legi, at mendose admodum expressas. Si vis illas recudi, adde unam adhuc, ut sit editio completior. Ego illam procurabo hic loci vel meo aere vel sumtibus typographi.*

5. Der Freundt. Kopenh. 1666. 8.

6. Der Poet, Kopenh. 1666. 8.; beide auf Tschernings Kosten kurz vor seinem Tode gedruckt.

7. Die erste Gesamtausgabe seiner Satiren erschien nach Nasser im Jahre 1667 unter dem Titel „Satyrische Gedichte“ und war von einem am gottorpschen Hofe in Diensten stehenden meklenburgischen Edelmann von Voß auf eigne Kosten besorgt. Die Ausgabe ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Schroeders Zweifel (p. XX) an der Richtigkeit der Angaben Nassers scheinen nicht begründet, da der Name v. Voß unter den Kammerherren des Herzogs Christian Alb. vorkommt und die Beziehungen Rachels zum herzoglichen Hofe wol damit stimmen.

8. J. Rachelii, neuverbesserte teutsche satyrische Gedichte 1668, 8. enthält außer den früheren acht noch zwei neue, in späteren Ausgaben immer wiederholte Gedichte „Die Jungfern-Anatomie“ und „Das Jungfern-Lob“, deren Aechtheit ebenso oft behauptet als bestritten ist. Wenn man nicht den merkwürdigen Umstand besonders in Anschlag bringen will, daß diese beiden Gedichte als: „Wohlausgeführte Jungfern-anatomie. Stralsund 1688“ besonders erschienen sind und sich darin jemand p. 11 mit F. S. unterzeichnet, so läßt sich nicht läugnen, daß die äußeren Gründe entschieden für die Aechtheit sprechen. Wie wäre es denkbar, daß noch bei den Lebzeiten des Dichters unter seinem Namen zwei gefälschte Gedichte verbreitet wären, ohne auf Widerspruch zu stoßen?

Erst im Anfang des ^{acht} ~~sieb~~zehnten Jahrhunderts treffen wir auf gewichtige Stimmen, die die Aechtheit der beiden Satiren bestreiten. Eine davon ist eine litterar-historische Autorität. Moller (von 1661—1725), der Verfaßer der *Cimbria litterata*, ein vertrauter Freund der Rachel-schen Familie, erklärt sie für untergeschoben und spricht damit auch die Ansicht von Rachels ältestem Sohne aus, dem er alle Nachrichten über das Leben unseres Dichters verdankt. Derselbe hat später Mollers Angaben in einem Exemplar der *Cimbria litterata*, das jetzt in Kopenhagen aufbewahrt wird, im einzelnen corrigiert, unter anderm den Todestag seines Vaters richtig angemerkt. Aus Mollers Worten geht hervor, daß weder er noch auch Rachels Söhne die Ausgabe von 1668 kannten. Sie sind der Meinung, daß die beiden fraglichen Satiren zuerst in der ersten sogenannten freiburgschen Ausgabe gedruckt seien. Scheint

daraus nicht hervorzugehen, daß sie wider Willen und Wißen des Dichters bekannt geworden sind? Dazu kommt, daß sich unter den Papieren Rachels, als sie im Anfang des ¹⁸zehnten Jahrhunderts in die Hände des Pastor Ziegler, und des in der ditmarsischen Landeskunde sehr bewanderten Anton Viethen geraten waren, wol die sämtlichen Manuscripte seiner anderen deutschen und lateinischen Poesien fanden, aber von den beiden letzten Satiren keine Spur zu entdecken war. Mögen die äußeren Gründe, welche für die Aechtheit derselben zu sprechen schienen, durch diese Bemerkungen auch nicht vollständig erschüttert sein, die inneren Gründe sind geradezu zwingend. In den beiden Gedichten fehlt jedes ditmarsische Colorit. Es ist undenkbar, daß Rachel in Jugendgedichten — denn solche müsten es auf jeden Fall sein — keinen einzigen ditmarsischen oder niederdeutschen Ausdruck gebraucht haben solle, während alle seine späteren Satiren davon wimmeln. Sprache, Versbau und die ganze Darstellungsweise sprechen durchaus für einen andern Verfaßer. Ich kann daher nicht umhin, mich mit Moller, Wippel, Schroeder, Koberstein, Lappenberg gegen Kurz und Gödeke für die Unächtheit zu entscheiden.

9. Ausgaben zu Oldenburg und Frankfurt 1677, nach dem Zeugnis von Rachels Sohn sehr fehlerhaft und wider Willen der Erben veranstaltet.

10. London 1686, 12.; der Druckort ist erdichtet; Rachels Geburtsort Lunden, ein kleiner Flecken, scheint den Anlaß dazu gegeben zu haben. In Rostok vorhanden; gute Ausgabe.

11. Zwei Leipziger Ausgaben vom Jahre 1689 und 1695.

12. Die folgenden Bremer Ausgaben sind mit Laurembergs Scherzgedichten zusammen erschienen. Joachimi Rachelii Londinensis neuverbeßerte teutsche X Satyrische Gedichte. Bremen bey Johann Wesseln. 1700 und mit neuem Titel 1707, 1709. (Eine Hamburger, 1718, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.)

13. Joachimi Rachelii, Londinensis, neue verbeßerte teutsche X satyrische Gedichte, als (dann folgen die 10 Ueberschriften) von neuem wieder aufgelegt und vor die Liebhaber der edlen Poesie gedruckt zu Freyburg, im Hopffen-Sack (vor 1720) (mit Lauremberg zusammen). Dieselben zum vierten mahl (vor 1740) und zum fünften mahl aufgelegt (vor 1743). Alle drei sehr incorrecten und den bremensischen nachgedruckten Ausgaben enthalten außer den zehn Satiren noch sechs kleinere Gedichte (1. Verkehrtes Weiberlob. 2. Probe einer bösen Sieben. 3. Schertzgedicht. 4. Eine Frau ein nothwendig Uebel. 5. Weiberzank. 6. Weiberzorn), die unserm Dichter aber nicht angehören. Schon Wippel fragt: was soll das zum vierten und fünften Mal aufgelegt vorstellen? Eine zweite und dritte Ausgabe kennt man nicht. Lappenberg meint, es bezöge sich auf die Zusammenstellung der zehn Satiren unter Rachels Namen in den beiden Bremer Ausgaben und dem ersten sogenannten freiburgischen Druck. Der Name des Verlagsortes

ist erdichtet. Nach Lappenbergs Urteil wäre nicht Berlin, sondern Hamburg zu verstehen, wo sich eine Gaße Hopfensack findet. Im Uebri- gen würde auch der Name Freiburg sehr gut mit der freien Reichsstadt Hamburg zusammenstimmen, wo jedenfalls mehr Interesse für die nieder- deutschen Poesien Laurembergs zu finden war als in Berlin.

14. Die beste Ausgabe von allen, so weit sie uns vorgelegen haben, scheint die von dem Berliner Professor T. T. Wippel 1743 unter dem Titel: „Joachim Rachels [nach dem Originale verbesserte und mit einem neuen Vorberichte begleitete] satyrische Gedichte. Berlin 1743“ besorgte zu sein. Wir haben sie unsern Citaten zu Grunde gelegt. Sie enthält nur acht Satiren.

15. Die neueste, nicht ganz correcte, ist von H. Schroeder, Altona 1828 besorgt. Sie enthält gleichfalls nur acht Satiren.

16. „Christlicher Glaubensunterricht, oder Gespräch zwischen Vater und Sohn, meistens auß dem Lateinischen Hug. Grotii in deutsche Verse gebracht.“ Während seines Aufenthaltes in Norden (zwischen 1661 und 64) verfaßt, zuerst in Aurich, dann in Nürnberg ohne Jahres- angabe gedruckt. Tübingen 1666. Gotha 1666. Stuttgart 1670. Schles- wig 1668. Altona 1668. Halberstadt 1687. Pirna 1691 u. s. w. In der Einleitung gesteht Rachel, daß er sich bei keinem Gedichte so, wie bei diesem, die Nägel gekaut habe.

17. Panegiris Menippea, Kilonii litteris impensis Joachimi Neu- manni, Acad. Typogr. Anno 1669 (537 Distichen). Auf Kosten Kiel- manns gedruckt und ihm gewidmet, mit Zuschriften von seinem Bruder Samuel, dem Professor Morhof und seinem Vetter Samuel Rachel, Pastor in St. Annen. Die Schrift erschien erst kurz vor seinem Tode.

Außerdem fanden sich in dem Nachlaß unseres Dichters nach dem Zeugnis seines Sohnes, welcher eine vollständige Ausgabe der hoch- deutschen Gedichte seines Vaters zu veranstalten versprach, neben einigen philologischen Schriften noch eine Anzahl lateinischer und deut- scher Gedichte, von denen durch Ziegler und Nasser einiges bekannt gemacht ist. Der oben erwähnte Kammerrat Ant. Viethen besaß die ganze Sammlng handschriftlich und theilte sie dem Professor Reinboth in Jena mit, welcher eine Ausgabe Rachelscher Gedichte besorgen wollte. Seit der Zeit sind sie nicht wieder zum Vorschein gekommen.

III. Lauremberg.

Die eigentümlichen Beziehungen Rachels zu Lauremberg geben mir den Anlaß, einige diesen betreffende und Lappenbergs Arbeit ergänzende Notizen zusammenzustellen.

1. Nach Sebast. Bacmeister (Megalop. litterata. II. § 17) stand sein Vater Wilhelm Lauremberg in nahen Beziehungen zu der dänischen

Königin Sophia, einer mecklenburgischen Prinzessin, Gemahlin Friedrichs II. und Mutter Christians IV. Sie pflegte für sich und ihre Familie bei ihm ärztlichen Rat zu holen und suchte ihn vergeblich zu bewegen, seinen bleibenden Aufenthalt in Kopenhagen zu nehmen. Daraus läßt sich einigermaßen die Berufung unseres Johannes nach Soroe und die Anwesenheit eines zweiten Bruders Wilhelm als eines practischen Arztes (wol auch als Leibarztes) in Kopenhagen erklären.

2. Lappenberg führt p. 165 ein lateinisches Gedicht an, worin Lauremberg seine verlobte Braut als Lilie feiert (im Jahre 1618). Er bedauert den Namen der Lilie, welche den Lorber umranken solle, nicht zu wissen. Sie hieß Maria Lelin (niederdeutsch = Lilie) und gehörte, wie es scheint einer Hamburger Familie an. Wann er sich verheiratet hat, ist nicht genau zu bestimmen, jedenfalls aber nicht nach 1623, wie Lappenberg meint. Seine vom 13. Juni 1623 datierte Bestallung gibt außer Notizen über sein Gehalt u. s. w. eine Andeutung. Darnach soll er über alle Teile der Mathematik lesen und zwar „sex timer om wgen“ und an Gehalt 300 Courant Taler empfangen, außerdem den jungen Adelichen in vier wöchentlichen Stunden für eine Besoldung von 200 Talern in der Fortificationslehre Unterricht erteilen. Sowie er mit seiner Familie angekommen sei, soll seine Besoldung und Pension beginnen.

3. Lauremberg hatte drei Söhne, von denen Lappenberg nur die beiden ältesten kennt. Ihre Namen erscheinen in dem Verzeichnis der Alumnen, die auf königliche Kosten auf der Academie gehalten wurden, Sebastian und Wilhelm im Jahre 1642; der jüngste Johannes 1644 (geboren 1630).

4. In Beziehung auf sein Verhältniß zum Könige Friedrich III. scheint erwähnenswert, daß dieser und sein Bruder Ulrich vom Jahre 1624—1627 die Academie in Soroe besuchten. Der Prophezeiung Laurembergs, wovon Lappenberg p. 179 spricht, scheint eine Geschichte zu Grunde zu liegen, die der königliche Historiograph Vitus Biering (in oratione in Fredericum III. Hafn. 1671 in fol.) berührt.

5. Lappenberg verlegt die Kartierung Dänemarks von Seiten Laurembergs in die Jahre 1639—1643. Wie aus dem Erlaß des Königs hervorgeht, fällt sie bedeutend früher, in die Jahre 1631 u. f. Die Urkunde, worin „unserm geliebten Lauremberg befohlen wird, att begiffue sig allevegne om Kring herudj vortt land sielland och omliggendis“ ist datiert Frederichsborg, den 11. Aprilis anno 1631.

6. Seine pecuniäre Lage wird um das Jahr 1643 noch ziemlich günstig gewesen sein. Nach einem Schreiben des Königs Christian vom 26. April kauft Lauremberg seine „Residenz“, d. h. seine Professorenwohnung für 150 Reichstaler.

7. Vergeblich habe ich nach einer Grabinschrift gesucht. In der Kirche der Academie, worin seine Collegen alle begraben liegen, scheint er nicht beigesetzt zu sein, wie aus Pontopidans Marmora danica und

aus den genauen „Mindesmaerker von Wendelboe und Estrup Hafniae 1836“ hervorgeht. Als am 14. April 1626 der Grundstein für einen neuen Turm gelegt wurde, war er zugegen. Sollte er vielleicht im Anfang des Jahres 1658 Soroe zeitweilig verlassen haben? Der bekannte Kriegszug des Schwedenkönigs Carl G. am Ende Januar und Anfang Februar könnte dafür sprechen. In Kopenhagen habe ich nichts entdecken können.

8. Albert Bartholinus de script. Danorum führt auf: „IV satyrae Hafniae 1648 in 8. saxonica dialecto“. An der Richtigkeit der Angabe darf man, wie Lappenberg tut, wol nicht zweifeln, da Moller Hypomnemata sie bestätigt: „non solum Hafniae 1648 sed Hamburgi etiam 1682 et alibi saepius“. Den Titel hat Bartholinus, wie auch in anderen Fällen, lateinisch gegeben. Uebrigens ist die von Moller angeführte Hamburger Ausgabe vom Jahre 1682, welche Lappenberg nicht gesehen hat, auf der Kieler Universitätsbibliothek vorhanden und hat mir vorgelegen. Außer den von Lappenberg angeführten Ausgaben ist noch eine in Kopenhagen, 1682, erschienen.

Sach, August,

Joachim Rachel, ein Dichter und Schulmann des siebzehnten Jahrhunderts mit
drei litterar-historischen Anhängen

Schleswig 1869

Biogr. 936 w

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10309934-7